

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Meiner in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Es war ein düsterer kalter Decembertag. In dem Kamin brannte ein schwaches Feuer. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen und ein fahles Licht strömte in das Krankenzimmer hinein.

Bernice Chetwynd lag auf ihrem Bette in tiefem Schlaf — so tiefem Schlaf, daß er fast todtähnlich war.

Miß Monk saß am Fuße des Bettes, ihr Gesicht in den Spitzenvorhängen verborgen.

Sie war regungslos wie eine Statue. Sie glaubte ihre schlechte That fast vollendet, aber sie fühlte keine Befriedigung.

Die Angst und Scheu vor dem Tode, welche ihr eigen waren, ließen sie nur mit Bangen auf ihr Opfer sehen.

Sie mußte alle ihre Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht aus dem Zimmer zu stürzen. Sie war feige und ihre Seele bebte.

Lord Chetwynd stand neben dem Bett, sein schönes Gesicht war abgehärmt, seine blauen Augen trübe und roth vom angestrengten Wachen. Er hoffte noch immer und eben jetzt beobachtete er die Gesichter des berühmten Londoner Arztes und Doctor Hartright's, die sich über die Kranke neigten. Der Londoner Doctor fühlte Bernice den Puls.

„Wie ruhig sie schläft,“ flüsterte der Marquis, von den Ärzten auf die Kranke schauend. „Dieser tiefe Schlaf wird ihr ihre Kraft wieder geben. Verläßt sie nicht das Fieber schon?“

„Ja,“ sagte der Londoner Doctor, „das Fieber verläßt sie.“

Eine große Freude leuchtete in den Zügen des Marquis auf.

„Wird sie zum Bewußtsein erwachen?“ fragte er.

Der Doctor antwortete bejahend, seine Finger noch immer auf dem stetig schwächer werdenden Pulse haltend und in Bernice's abgekehrtes Gesicht schauend.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief Lord Chetwynd inbrünstig und tief aufathmend. „Dem Himmel sei Dank, daß mir mein Liebling erhalten bleibt!“

Das Gesicht des Londoner Doctors wurde sehr mitleidsvoll. Er sagte, ohne den Marquis anzuschauen:

„Ich habe nicht gesagt, daß sie leben wird, mein Lord. Ich halte den Ausgang von Leben und Tod nicht in meinen Händen. Ich kann Lady Chetwynd das Leben nicht verlängern, das kann nur Gott allein.“

„Aber Sie sagten, daß sie leben werde.“

„Ach nein, das habe ich nicht gesagt, mein Lord, ihr Leben schwindet eben jetzt. Sie wird bald erwachen, Sie kennen und vielleicht mit Ihnen sprechen; aber es wird nur das Aufblähen einer verlöschenden Kerze sein. Mein Lord, es ist besser, daß Sie die Wahrheit wissen. Lady Chetwynd ist bereits sterbend.“

Lord Chetwynd stieß einen Schmerzensschrei aus, der durch das Zimmer hallte. Sylvia Monk schauderte und ächzte leise.

Die starre Gestalt auf dem Bette regte sich. Die schweren braunen Lider hoben sich langsam von den tief eingesunkenen Augen. Das arme, abgekehrte, junge Gesicht erwachte zu einem Schimmer von Leben. Der Schrei Chetwynd's hatte Bernice aus ihrem Schlummer geweckt und ihre Augen suchten ihn mit schwachen Blicken.

„Rog!“ flüsterte sie schwach. „Rog!“

Lord Chetwynd ersticke sein Schluchzen und neigte sich über sie mit grenzenlosem Schmerz in den bleichen Zügen.

„Oh, Bernice,“ sagte er mit erklirter Stimme, „Bernice — mein süßes Weib! Barmherziger Gott, wie kann ich es ertragen?“

Ein verwirrter Ausdruck, als ob sie ihn nicht verstünde, glitt über das Gesicht der Kranken. Sie schaute erst Chetwynd an, und dann die Doktoren. Sie betrachteten sie mit

mittheilsvollen Blicken. Dann schaute sie auf Mrs. Skewer und Fisine, welche Beide weinten. Sie wollte ihre Hand erheben, aber sie sank kraftlos zurück.

„Ich — ich verstehe — ich bin krank gewesen,“ sagte Bernice mit schwacher Stimme. „Ich erinnere mich — ich hatte einen Frost. Wie schwach ich bin. Und dennoch habe ich keinen Schmerz — nur ein Gefühl großer Mattigkeit. Aber Rog, warum weinst Du? ich bin ja fast wieder wohl!“

Der Londoner Arzt legte seine Hand auf ihre Stirne, welche mit kaltem Schweiß bedeckt war.

„Meine liebe Lady Chetwynd,“ sagte er in feierlichem Tone, „Sie sind fast wieder wohl.“

Etwas in seinem Tone beunruhigte sie. Sie schaute ihm erschrocken in's Gesicht und ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen. „Sie — Sie sprechen, als ob ich sterbend wäre,“ leuchtete sie. „Ich bin nicht sterbend. Oh, Doktor, ich bin so jung, und ich liebe Rog so, und er liebt mich. Ich weiß, er liebt mich, ich kann nicht sterben. Sie glauben es nicht — es kann nicht sein. Ich bin ja erst siebzehn Jahre alt, und voll Leben und Kraft. Oh nein, Sie glauben nicht, daß ich sterbend bin.“

Sie schaute die Aerzte flehentlich an, ihre ganze Seele in den Augen. Dr. Hartright wandte sich mit bebenden Lippen ab. Der Londoner Doktor schaute sie noch mittheilsvoller an, aber seine Pflicht war klar, und er konnte sie nicht umgehen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er in weichem, aber feierlichem Tone, der Bernice nur zu sehr überzeugte. „Sie sind bereits sterbend. Es wäre grausam, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten. Wenn Sie einen letzten Wunsch haben, sprechen Sie ihn aus.“

Es herrschte tiefe Stille in dem Zimmer. Lord Chetwynd unterdrückte sein Schluchzen. Bernice zog sich die Decke über das Gesicht und war still. Was in jenem erhabenen Momente in ihrer jungen Seele vorging, konnten sie nur errathen. Das Leben war ihr so süß und sie war so jung — wie konnte sie sterben? Sie glaubten zu hören, wie sie betete, und bewachten sie voll Angst und Unruhe.

Plötzlich enthüllte sie ihr Gesicht. Es war jetzt ruhig und trug den Ausdruck eines süßen Friedens. Die tiefliegenden Augen leuchteten wie in himmlischem Glanze.

„Es ist gut,“ flüsterte sie. „Ich fürchte mich nicht, zu sterben. Ich habe meine Vorbereitungen zum Tode bereits früher getroffen. Oh, Rog, weine nicht! Es ist besser so. Ich bin bereit zu sterben. Aber es ist so sonderbar, daß ich sterben soll. Vor einer Woche war ich noch so gesund. Erst gestern ruderte ich in der Bucht — war es gestern? Es scheint hundert Jahre her zu sein. Oh, Doktor, sind Sie ganz sicher, daß ich sterben werde?“

Der Londoner Doktor nickte bejahend.

„Wo ist Sylvia?“ fragte Bernice herumschauend.

Die regungslose Gestalt am Fuße des Bettes rührte sich jetzt und Miß Mont trat langsam näher, das Gesicht im Taschentuche verbergend.

„Ich möchte Rog und Sylvia allein sprechen,“ flüsterte Bernice. „Bitte, gehen Sie alle hinaus und lassen Sie mich mit ihnen allein.“

Die Doktoren, Fisine und Mrs. Skewer gingen auf ihr Geheiß hinaus. Bernice war allein mit dem Gatten, der sie anbetete, und der schlauen, schrecklichen Feindin, die sie so weit gebracht hatte.

Einige Augenblicke lang herrschte Todtenstille in dem Krankenzimmer. Bernice's abgekehrte Hand erhob sich schwach zu dem gesenkten Haupte ihres jungen Gatten und blieb wie segnend darauf liegen. Ihre Blicke wanderten zu Miß Mont, die neben dem Bette in einen Stuhl gesunken war und das Gesicht noch immer mit den Händen bedeckte. Endlich sprach sie mit schwacher Stimme:

„Rog, ich fürchte den Tod nicht,“ sagte sie sanft, ihr Gesicht von einer Zärtlichkeit verklärt, die selbst der Tod nicht verwischen konnte. „Es ist besser so. Sei ruhig und muthig, Geliebter, um meinetwillen. Blicke auf. Laß mich die Erinnerung an Deinen liebevollen Blick in die Ewigkeit mitnehmen.“

Lord Chetwynd zwang sich ruhig zu sein und gehorchte ihrem Wunsche. Er blieb neben dem Bette knien, äußerlich ruhig, aber in tiefster Seele von Schmerz zerrissen.

„Rog,“ sagte Bernice schwach, „ich fühle meine Kräfte schwinden. Was ich zu sagen habe, muß ich schnell sagen. Ich bin sehr glücklich gewesen. Ich liebe Dich, mein Liebling. Du hast mich Deinen Schutzengel genannt, und ich werde jetzt in Wahrheit Dein Schutzgeist sein. Ich war nicht geeignet, eine Marquise zu sein. Ich bin weder statlich, noch schön, sondern nur ein kleines wildes Inselmädchen. Deine Frau hätte hochgeboren sein sollen. Stille, Rog! Dein Schmerz thut mir weh. Deine Freunde waren mit unserer Heirat nie zufrieden. Die Grafschaftsfamilien haben Dich wegen Deiner Mesalliance getadelt. Aber der Tod führt Alles aus. Jetzt werden sie Alle trauern um mich — ich bin so jung zum Sterben!“ und die Stimme der jungen Frau wurde klagend in ihrem Schmerze.

„Oh, mein Weib! mein Weib!“

„Mein armer Gatte,“ sagte Bernice sanft. „Du wirst einsam sein, wenn ich dahin bin. Ich war nur eine kurze Weile hier, aber Du wirst mich vermissen in diesen großen Zimmern; wirst meine Stimme in der weiten Halle, meine Schritte auf der Treppe, meine Gegenwart in allen Räumen vermissen. Ich weiß das Alles, Rog, aber Du bist noch jung, erst dreißig Jahre alt. Mit der Zeit wirst Du nur noch in zärtlicher Erinnerung meiner gedenken, aber Du wirst glauben, daß ich glücklich bin und mich nicht mehr zurückwünschen. Du wirst wissen, daß Dein Liebling in Sicherheit ist.“

Sie hielt athemlos inne, war aber seltsam ruhig. Miß Mont schauderte.

„Rog,“ sagte seine junge Frau noch sanfter, mit fast ersterbender Stimme, „im Himmel giebt es keine Eifersucht. Und so — und so — trage mit mir. Rog, ich weiß, die Worte werden Dir jetzt weh thun; aber eines Tages werden sie Dir wie ein Segen wiederkehren — in den Tagen, wo Du meiner nur noch in zärtlicher Wehmuth gedenken wirst, wirst Du eine andere Gattin an Dein Herz nehmen.“

„Nie — niemals!“ schrie Chetwynd in leidenschaftlicher Verzweiflung.

„Das glaubst Du jetzt, mein Liebling, aber Du bist der Letzte eines großen Geschlechtes und hast keinen Nachfolger. Du bist jung und wirst Jemanden brauchen, der Dich erheitert. Du wirst alt werden, Rog, und darfst nicht alle diese Jahre hindurch allein leben, und so will ich Dir sagen, Geliebter, daß ich — daß ich wünsche, Du sollst wieder heirathen. Ich weiß von Deiner Verlobung mit Sylvia. Ich liebe sie,

Rog, und wünsche, daß sie meinen Platz einnehmen soll. Sie liebt Dich und wird Dich glücklich machen. Wenn ich ein Jahr todt sein werde — sollst Du sie heirathen. Sie wird mit Dir von mir sprechen, wird Dich in Deinem Schmerze trösten, Rog, und nach und nach meinen Platz einnehmen. Ich werde nicht eifersüchtig sein. Versprich es mir, Rog!"

„Ich kann nicht!“

Bernice ergriff mit einer Hand die seinige; dann langte sie auch nach Sylvia's Hand. Die schuldbeladene Verbrecherin wollte sie zurückziehen, aber diese kalten schlanken Finger hielten sie fest umschlossen, zogen ihre Hand zu der Chetwynd's, legten sie in seine und umklammerten beide.

„Ich gebe Euch Beiden meinen Segen,“ hauchte die brechende Stimme. „Sylvia, sei gut und treu zu ihm! Rog, mein Sotte, mein Geliebter, mein —, sage Vater und Mutter — St. Kilba —“

Die süße Stimme versagte; die Hand, welche Chetwynd's und Sylvia Mont's Hände umklammert hatte, wurde plötzlich kalt und starr. Der Marquis fuhr in die Höhe. Eine unbeschreibliche Veränderung war über das kleine braune Gesicht gekommen. Die Augen waren starr und verglast; auf den noch geöffneten Lippen war ein Lächeln erstarrt. Chetwynd stieß einen wilden Schrei aus und sprang zur Thüre, um die Aerzte zu rufen.

Sie eilten herein; der Londoner Doktor trat an's Bett, griff nach dem Pulse Bernice's und drückte ihr sanft die Augen zu.

„Sie ist todt!“ sagte er feierlich.

Miß Mont stieß einen gellenden Schrei aus und verfiel in Krämpfe. Mr. Skewer und Fistine trugen sie auf ihr Zimmer und überließen sie dort ihren eigenen Gewissensqualen und den Tröstungen der alten Nagen.

Wir wollen die Verzweiflung des jungen Gatten nicht schildern. Er schloß sich in sein Zimmer ein und ließ Niemanden vor. Mr. Sanders, der Verwalter, übernahm die Aufsicht im Hause und traf die nothwendigen Veranstaltungen für das Leichenbegängniß.

Am nächsten Tage kam Gilbert Mont, den seine Schwester telegraphisch berufen hatte, in Chetwynd-Park an.

Er schien von dem Tode der jungen Marquise furchtbar erschüttert zu sein.

Eine dumpfe Trauer herrschte durch das ganze Haus. Die Diener schlichen in Filzschuhen lautlos umher, die Thüren wurden sachte auf- und zugemacht; beim Sprechen dämpfte man die Stimmen. Er fragte nach Lord Chetwynd, erfuhr aber, daß dieser, ohne Ausnahme, Niemanden vorlasse. Er wanderte in den unteren Gemächern hin und her und ging endlich zu den Zimmern seiner Schwester hinauf und klopfte an ihr Boudoir.

Die alte Nagen ließ ihn ein. Er eilte an ihr vorbei in's Zimmer.

Miß Mont saß an ihrem Schreibtische und schrieb an ihren Schneider nach London wegen Trauerkleider. Sie sah kummervoll und abgehärmt aus. Ihre schläfrigen Augen waren matt und glanzlos. Sie sah weder aus wie ein reuevolles, noch wie ein schuldbeladenes Wesen.

Mont konnte sich ihren Gemüthszustand nicht erklären.

„Ah, Gilbert,“ sagte Sylvia mit leiser Stimme, „ich erwartete Dich schon früher. Bernice ist sehr plötzlich gestorben. Du warst wohl furchtbar erschüttert?“

„Nicht so sehr,“ sagte Mont, neben seiner Schwester Platz nehmend. „Ich erwartete es, wie Du weißt.“

Miß Mont erbleichte.

„Wie konntest Du ihren Tod erwarten?“ fragte sie ungeduldig. „Sie war nicht krank, als Du fortgingst.“

„Nicht? Nun, siehst Du, ich kannte Dich, und ich wußte, daß sie Dir im Wege stand. Es war mir also leicht, das Ende voraus zu sehen.“

Miß Mont machte eine abwehrende Geberde mit der Hand und rief aus:

„Sprich nie wieder so zu mir, Gilbert! Bernice starb an hitzigen Fieber. Die Doktoren werden Dir es sagen. Unterstehe Dich nicht, mir etwas von dem Gegentheile ihres Ausspruches zu sagen. Aber richtig,“ und sie fiel plötzlich in einen andern Ton — „hast Du Dir in London Trauerkleider bestellt? Ich bestelle meine eben jetzt. Welch' eine grausame Gewohnheit ist es, Schwarz zu tragen, weil man einen Verwandten verloren hat! Schwarz steht mir abscheulich — macht mich entschieden häßlich. Ich habe meinen Schneider beauftragt, das Düstere möglichst viel durch Schmelzaufputz zu mildern, und ich werde weiße Spitzen um den Hals und die Arme tragen. Die Chinesen tragen, glaube ich, Gelb zur Trauer. Gelb kleidet mich sehr gut. Ich möchte fast wünschen, nur für diese Gelegenheit eine Chinesin zu sein,“ und Miß Mont lachte hohl.

„Wann wird Lady Chetwynd begraben?“

„Sanders hat angeordnet, daß sie fast eine Woche lang aufgebahrt bleibt. Rog hat noch keine Befehle ertheilt, und Niemand wagt es, mit ihm zu sprechen. Er ist in seinem Zimmer eingeschlossen. Es ist unmöglich, nach St. Kilba um Bernice's Verwandte zu schicken. Sie sind für den Winter auf ihrer Insel eingeschlossen. Es ist jetzt December, und kein Boot kann zur Insel gelangen, noch könnten die Gwellan's rechtzeitig zum Begräbniß hier eintreffen.“

Gilbert hatte erwartet, daß Bernice eine Woche lang nicht beerdigt werden würde. Der Trank, dessen geheime Gewalt Bernice in ihrer todesähnlichen Erstarrung hielt, sollte seine Wirkung in drei Tagen verlieren, und er mußte dazu kommen, ihr eine zweite Dosis zu geben, ehe die erste wirkungslos geworden war.

Er verabschiedete sich von Sylvia und ging in's Freie hinaus. Die Zeit verging ihm sehr langsam, aber seine geheimen Pläne hielten ihn im Schlosse zurück.

Die zwei nächsten Tage vergingen düster und eintönig. Der dritte Tag brach an.

An diesem Tage sollte Bernice zum Leben erwachen, wenn sie nicht eine zweite Giftdosis bekam. Aber wie sollte es geschehen?

Gegen Mittag ging er zu der versperrten Thüre des Salons und klopfte um Einlaß. Er wußte, daß Bernice dort aufgebahrt lag, und es war Zeit für ihn, an die Arbeit zu gehen. Mrs. Skewer kam zur Thüre, nur einen kleinen Spalt öffnend.

„Ich bin's nur,“ sagte Mont, „Ich habe Lady Chetwynd seit ihrem Tode nicht gesehen. Darf ich sie jetzt sehen?“

„Gewiß, Herr,“ sagte die Haushälterin. „Kommen Sie herein.“

Er folgte ihrer Aufforderung. Die Fenster des Salons waren verdunkelt; sie sowohl, als die Wände waren mit schwarzen Tüchern behangen. Es brannte kein Feuer in den Kaminen. Eine kalte Verzweiflung herrschte; selbst die Luft

schien erstarrt zu sein. Todtenstille herrschte in dem großen Zimmer und ein namenloser Schreck erfüllte Gilbert, daß die Kügelchen vertauscht worden wären und Bernice wirklich todt sei.

Auf einer schwarz ausgeschlagenen Ebenholzbahre lag Bernice. Sie war noch nicht eingefargt, und ihre schlanke Gestalt war völlig sichtbar. Sie hatte kein Sterbekleid an, sondern war in das prachtvolle weiße Seidenkleid eingehüllt, das sie an ihrem ersten Abende in Chetwynd-Park getragen hatte. Weiße Rosen lagen an ihrer Brust, und waren in ihren offen niederwallenden, schwarzen Haaren befestigt.

„Sie sieht wie eine Braut aus, nicht wahr?“ flüsterte Mrs. Stewer. „Lord Chetwynd wünschte, daß die junge Lady so gekleidet werde, es macht sie natürlicher aussehen. Seine Vordschaft wird nicht so erschüttert sein, wenn er sie sieht.“

Mont trat zur Bahre vor, und Mrs. Stewer zog das weiße Tuch weg, welches das Gesicht bedeckte. Schauernd wich Mont zurück.

Gewiß, Bernice war todt! So konnte Niemand aussehen, der nur in einer Erstarrung lag!

Eine furchtbare Angst übermannte ihn. Es dauerte eine geraume Weile, ehe er sprechen konnte. Mrs. Stewer, welche seine Bewegung mißdeutete, trat ehrerbietig weiter hinauf und machte sich mit den Blumen an der Leiche zu schaffen.

„Wir erneuern diese Blumen beständig,“ sagte sie. „Diese welken bereits. Ich werde frische aus dem Treibhause holen, während Sie hier sind, Herr.“

Sie schlich sich leise hinaus und ließ Mont allein zurück, mit der Todten oder Scheintodten — was war sie?

„Es muß ein Irrthum geschehen sein,“ murmelte er. „Das Mädchen ist todt.“

Er legte ihr die Hand auf's Herz — es war kein Leben darin. Er fühlte ihr den Puls — er stand stille.

„Es kann kein Scheintodt sein, doch darf ich nichts wagen,“ dachte er. „Ich muß handeln, als ob ich sie für scheintodt hielt. Ich muß schnell sein, denn ich werde keine Gelegenheit mehr haben.“

Er schaute rasch umher. Es stand ein Glas Wasser in der Nähe, welches Mrs. Stewer für sich hatte bringen lassen. Er griff darnach. Er hatte das größere der beiden Kügelchen, die er entwendet hatte, in Bereitschaft und warf es in's Glas. Es löste sich augenblicklich auf. Er zog aus seiner Tasche einen Kaffeelöffel und neigte sich über die Scheintodte. Er durfte nicht zögern. Er füllte den Löffel, brachte ihn zwischen die getheilten Lippen und flößte ihr das Wasser langsam ein. Der vergiftete Trank glitt in den Hals des Mädchens hinab. Er trocknete die starren Lippen mit seinem Taschentuche, steckte den Löffel in die Tasche und leerte das Glas in einer Ecke auf dem dicken Teppich, dann stellte er es auf den Tisch und kehrte zur Bahre zurück.

Wie still und kalt sie war! Wie grau war das schmale Gesicht, wie spitzig die Nase!

„Ich habe von Scheintodtfällen gehört,“ dachte Mont; „sie sind nicht ungewöhnlich, daher begreife ich, daß sie es eine Woche ohne Nahrung aushalten könnte; aber diese Aehnlichkeit mit dem Tode ist grauenvoll. Ich fürchte, sie ist wirklich todt!“

In diesem Augenblicke trat Mrs. Stewer ein mit den

Blumen, und Mont entfernte sich, tief und erleichtert athmend, als er wieder in der Halle war.

Die Woche verging. Der zur Beerdigung bestimmte Tag, der sechste nach Bernice's Tod — war gekommen und das große Haus von Gästen überfüllt. Alle Verwandten von Lord Chetwynd waren gekommen. Der Marquis verließ zum ersten Male seit seinem Unglück in Trauerkleidern sein Zimmer.

Er war furchtbar bleich und mager geworden. Seine blauen Augen waren geröthet und brannten in verzweiflungsvollem Feuer. Sein Mund war festgeschlossen, und ein Ausdruck grenzenlosen Schmerzes lag in den tiefen Furchen um denselben. Niemand wagte es, ihm Trost zu spenden.

Bernice's Leichnam wurde in den Sarg gelegt und ihre Freunde versammelten sich, um sie noch einmal zu sehen. Dann wurde der Sarg geschlossen und ihr Gesicht ihnen für immer entzogen.

Der Sarg wurde gehoben und in den bereitstehenden Leichenwagen gebracht, worauf sich der Trauerzug zur Kirche bewegte.

Der alte Pfarrer von Chetwynd, ein Greis, der selbst dem Grabe näher war, als dem Leben, hielt eine ergreifende Leichenrede, in welcher er die Tugenden der Verstorbenen pries, ihren frühen Tod beklagte, der sie nur in Folge ihrer Wohlthätigkeit ereilt, weil sie das Fieber geerbt hatte, während sie wie ein Schutzengel in den Hütten der Armuth erschien.

Er ermahnte den schwer getroffenen Gatten, sich demützig dem Willen des Herrn zu ergeben, aber während Alles um ihn her in Thränen aufgelöst war, wurde dem jungen Marquis kein Auge feucht. Er konnte nicht weinen. Er war erstarrt von dem Schlage, der ihn betroffen.

Dann wurde Bernice unter Schluchzen und Wehklagen zu Grabe gebracht. Man trug den Sarg in die Familiengruft unter der Kirche hinab, und stellte ihn in eine Steinische neben den Sarg von Lord Chetwynd's verstorbenen Mutter. Dann verloren sich die Trauergäste nach und nach. Der trauernde junge Gatte war zuletzt nur noch allein, und er konnte sich lange, lange nicht von dem Sarge trennen, der sein ganzes ihm so grausam entrissenes Glück umschloß, aber der gute alte Pfarrer zog ihn endlich mit sich fort, der Küster versperrte die schwere Eisenthür mit einem großen Schlüssel und ging endlich auch fort. Niemand war in der Gruft zurückgeblieben und Bernice Chetwynd — lebend oder todt — ach, was war sie? — lag eingefargt und allein in der Dunkelheit zwischen den Gebeinen jenes unheimlichen Todtenhauses, und in der ganzen Welt ahnte nur ein einziger Mensch, daß der Lebensfunke innerhalb ihres erstarrten Leichnams noch fortglühte.

Wenn Gilbert Mont etwas geschehen würde, um ihn an seinem beabsichtigten Versuch in dieser Nacht zu verhindern, und wenn sie wirklich nicht todt war, sondern noch lebte, was sollte dann aus ihr werden?

Dreizehntes Kapitel.

Die Pfarrkirche von Chetwynd am See war ein gothisches Gebäude aus grauem Stein, mit einem ungewöhnlich schönen und hohen Thurm. Ein Marquis von Chetwynd hatte sie vor vielen, vielen Generationen erbaut, und unter ihrem Marmorboden schliehen die Chetwynds seit Jahrhunderten in der Familiengruft den Todesschlaf. Es waren zwei Schlüssel

zur Familiengruft der Chetwynds da. Einer wurde mit den Kirchenbüchern und heiligen Geräthschaften in dem Schranke der Sakristei aufbewahrt und den Schlüssel des Schrankes bewahrte der Pfarrer. Der zweite Gruftschlüssel war in Chetwynd-Park in einer großen Kasse im Bibliothekzimmer mit wichtigen Papieren, werthvollen Juwelen und Silbergeschirren zusammen aufbewahrt.

Um seine Pläne auszuführen, mußte Gilbert Mont sich einen Gruftschlüssel verschaffen, und auch Mittel finden, in die Kirche einzubringen. Die Aufgabe erschien schwierig, aber er war nicht der Mann, der sich von Hindernissen abschrecken ließ.

Er kehrte viel früher, als Lord Chetwynd von dem Leichenbegängnisse zurück, ging auf sein Zimmer, packte seinen Mantelsack und bestellte sich dann den Wagen, der ihn zum nächsten Zuge nach Eastbourne bringen sollte, und begab sich dann zu seiner Schwester.

Miß Mont saß in tiefer Trauerkleidung, nur von einer weißen Spitzenhalstrause erhellt, vor dem Feuer. Ihr schwarzbraunes Gesicht war geröthet; ihre Wangen glühten wie Rosen. Wenn sie auch Gewissensbisse gehabt hatte, jetzt waren sie gestillt. In ihren Augen brannte ein triumphirendes Feuer. Sie besah sich in einem kleinen Handspiegel mit Elfenbeinrahmen, und studirte die Wirkung ihrer neuen schwarzen Ohrringe.

„In Anbetung vor dem gewöhnlichen Altar versunken, nicht wahr, Sylvia?“ sagte Gilbert Mont leichthin, die Thüre hinter sich schließend und sich mit einem einzigen Blicke überzeugend, daß Ragen nicht im Zimmer war. „Ich gehe wieder nach der Stadt, Chetwynd-Park ist mir in seiner jetzigen düsteren Verfassung unerträglich. Ich werde natürlich öfter herkommen, aber einstweilen ist meine Adresse bei Sebisky und Newmann, Chancery-lane. Was wirst denn Du thun, meine Liebe?“

Miß Mont legte den Handspiegel auf ihre Kniee und antwortete mit kalter Ueberlegung:

„Ich habe gar nichts zu thun, Gilbert. Es ist nicht nothwendig, daß ich etwas thue.“

„Beabsichtigst Du in Chetwynd-Park zu bleiben?“

„Gewiß,“ sagte Miß Mont kalt. „Ich fühle mich hier in meiner Heimath. In jedem Fall ist mir Chetwynd-Park sehr angenehm geworden. Meine Nebenbuhlerin ist todt und begraben. Ich bin nicht länger die arme Anverwandte, sondern voraussichtlich die künftige Herrin über all' diese Pracht. Mrs. Skewer ging heute Morgens zu Lord Chetwynd, um seine Anweisungen bezüglich verschiedener Dinge zu erhalten. Er wehrte sie ab und sagte: „Gehen Sie zu Miß Mont“. Ich bin eigentlich Herrin hier. Natürlich werde ich bleiben.“

„Du bist ein glückliches Frauenzimmer,“ sagte Mont, sich einen Stuhl zu ihr rückend und sich setzend. „Ich kann sagen, wenn Du die Festung ordentlich belagerst, kannst Du bald die zweite Lady Chetwynd werden.“

„Es läßt sich nicht daran zweifeln,“ erwiderte Miß Mont bestimmt. „Er war an mich gebunden; seine Mutter drang in ihn, mich zu heirathen; er betrachtete mich lange Zeit als seine künftige Gattin, er weiß, daß ich ihn liebe und um Alles zu krönen, sagte ihm Bernice in ihrer Todesstunde, daß sie nicht wolle, daß er ewig um sie trauere — und daß sie hoffe, er werde mich in einem Jahre heirathen. Sie legte meine Hand in die seinige und starb so.“

„Unglaublich!“

„Das würde ich auch gesagt haben, wenn Du mir es erzählt hättest,“ sagte Miß Mont; „aber Bernice war nie wie andere Menschen. Ich würde meinen Gatten verfolgen, wenn er nach meinem Tode wieder heirathen wollte. Aber manche Frauen sind eifersüchtig und manche sind hündische Geschöpfe. Wie sich ein Weib so über alle irdische Leidenschaft erheben kann, wie Bernice, das übersteigt mein Verstandniß. Und dennoch hatte Bernice nichts von hündischer Demuth in sich. Sie war leidenschaftlich, liebevoll und eifersüchtig. Das Bewußtsein, daß ihr Gatte mein Verlobter war, erfüllte sie mit Bitterkeit. In ihrer Ueberspanntheit wäre sie im Stande gewesen, einen Selbstmord zu begehen, um ihn frei zu machen.“

„Sie war nur ein Kind, aber sie hatte das Zeug zu einer herrlichen Frau in sich,“ sagte Mont. „Sie war eine jener großmüthigen, schrankenlosen Naturen, die leicht zur Verzweiflung getrieben werden können. Aber sie ist todt. Sie wird nie zurückkehren, um Dich zu stören, und Du kannst den Marquis freien, und Dich auf ihrem Platz festsetzen. Sie wird Dich nie belästigen.“

Miß Mont wurde bleich und schauderte.

„Natürlich wird sie nicht zurückkommen, um mich zu belästigen,“ rief sie heiser aus. „Warum sollte sie auch? Sie weiß nicht — Ich sehe nicht ein, Gilbert, warum Du es nothwendig findest, zu erwähnen, daß sie mich nicht stören wird. Aber das kann ich Dir sagen,“ fügte sie hinzu, bemüht, ihre abergläubische Furcht zu unterdrücken, „daß die todt Bernice Chetwynd mir viel weniger im Wege stehen wird, als die lebende.“

„Ich wünsche Dir allen Erfolg, wenn ich meine Wünsche wiederholen darf,“ sagte Mont kalt, „und jetzt muß ich fort. Versuche es nicht, Chetwynd zu trösten. Er sah bei dem Begräbniß wie ein Gespenst aus. Nimm Dich in Acht, daß er die todt Bernice nicht mehr liebt, als die lebende Sylvia. Ich werde oft hierherkommen, aber wenn Du mich brauchst, schreibe mir an meine Adresse. Noch ein Wort, Sylvia. Du und ich haben einander nicht allzusehr geliebt, aber unsere Interessen sind identisch, und Deine Erhöhung würde mich stolz machen. Ich würde Dich gerne als Lady Chetwynd sehen, weil mir das auch einen festen Haltepunkt in Chetwynd-Park gäbe. Ich gratulire Dir zu Deinem Erfolge und verspreche Dir nichts zu thun, was ihn beeinträchtigen könnte.“

Miß Mont erschrak und schaute ihren Bruder unruhig an.

„Welchen Erfolg?“ fragte sie, einen forschenden Blick aus ihren verschlafenen Augen auf ihn richtend. „Und wie könntest Du ihn beeinträchtigen, wenn Du wolltest? Du sprichst in Räthseln, Gilbert.“

„Ja, ich will nun offen mit Dir sprechen,“ und er legte seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte: „ich weiß, wie Lady Chetwynd starb.“

Miß Mont wich erbleichend und ihn wild anschauend vor ihm zurück. Sie wollte sprechen, allein die Stimme versagte ihr, aber ein Ausdruck entsetzlicher, namenloser Furcht war in ihren Zügen, welcher ihre Schuld hinlänglich bestätigte.

Mont lachte leise, sich an ihrer Angst weidend.

Der Handspiegel glitt von Sylvia's Knieen auf die Erde, und sie legte keuchend ihren Kopf in die Rissen ihres Stuhles zurück.

„Fühltest Du Dich also so sicher?“ fragte Mont. „Du brauchst Dir meine Entdeckung nicht so zu Herzen zu nehmen.“

Ich weiß, daß Bernice durch Deine Hand gestorben ist — Dein jeziger Schrecken beweist die Thatsache — aber es braucht's Niemand Anderes zu wissen. Ich werde meinen Verdacht Niemandem mittheilen.“

„Verdacht!“

„Ja, ich habe Dich und die alte Ragen seit Bernices Tod immer verdächtigt. Du selbst hast meinen Verdacht bestätigt.“

„Verdacht! Ich — ich glaubte — gib mir das Glas Wasser, Gilbert. Wie Du mich erschreckt hast! Verdacht! Wie konntest Du mir etwas so Entsetzliches zutrauen? Du erinnerst Dich vielleicht einiger thörichter Worte, die ich in meinem Zorne sagte, als der Brief kam, in welchem uns Chetwynd seine Heirath mittheilte; aber ich bin frei von jeder Schuld. Bernice hat das im Dorfe grassirende Fieber geerbt. Die Aerzte sagten es.“

„Ueberzeugt, daß Monk nur einen Verdacht von ihrem schändlichen Verbrechen habe — daß er nichts Bestimmtes über ihre Schlechtigkeit wisse — athmete Miß Monk jetzt freier auf. Die fahle Blässe ihrer Wangen wich dem zurückkehrenden Roth. Muth und Selbstbeherrschung belebten sie wieder, und sie war bereit, ihm Trost zu bieten.“

Monk lächelte in seiner knabenhaften, selbstzufriedenen Weise.

„Ich bin unschuldig, wie ich es Dir sagte,“ begann Sylvia wieder. „Ich schwöre es, Gilbert. Das Schicksal ist mir in der Gestalt des im Dorfe grassirenden Fiebers zu Hilfe gekommen und hat mir meine Nebenbuhlerin aus dem Wege geräumt. Ich gestehe, daß ich sie haßte, aber ich bin schuldlos an ihrem Tode. Wenn Du mir nicht glaubst und, wie es scheint, mein Feind geworden bist, so klage mich an. Die Doktoren sollen Lady Chetwynd's Leiche untersuchen. Wenn sie Gift darin finden, dann bin ich schuldig!“

„Sie werden kein Gift darin finden; diese indischen Getränke wirken unsichtbar und geheim. Aber ich klage Dich nicht an. Du bist frei zu erringen, was Du erringen kannst. Nur wenn ich Geld brauche, wirst Du mich damit versehen müssen. Das ist das Ziel all' meiner Bemerkungen. Ich habe eine Gewalt über Dich erlangt, ob Du sie anerkannt oder nicht, und Du mußt mein Bankier sein, bis ein Unternehmen, das ich jetzt durchführe, mir ein Vermögen gesichert hat. Ich werde möglicherweise große Summen brauchen und Du mußt mir sie verschaffen. Ich sage: Du mußt! Du bist in andern Dingen so geschickt — z. B. im Beseitigen einer Nebenbuhlerin — daß es Dir eine Kleinigkeit sein wird, mir jene Summen zu verschaffen, die ich von Zeit zu Zeit brauchen werde. Und wenn Du Lady Chetwynd wirst, mußt Du mir jährlich tausend Pfund aussetzen. Wenn Du von Zeit zu Zeit einen Brief von mir erhältst, in welchem ich Geld verlange, wirst Du gut thun, mir es zu schicken. Und jetzt muß ich fort. Bringe Chetwynd meine Beileidsgrüße. Beginne geschickt mit der Belagerung seines Herzens. Tröste ihn in seinem Schmerz, wenn Du glaubst, Dich ihm nothwendig machen zu können. Aber ich brauche Dir keinen Rath zu geben. Ein schlaues Weib ist mehr als zwölf Männern gewachsen. Lebe wohl!“

Er berührte ihre Hand leicht und entfernte sich.

Sie schaute ihm furchtsam nach.

„Wie viel weiß er?“ flüsterte sie. „Seine Worte haben

einen tiefen, verborgenen Sinn. Aber er kann nur argwohnen, nichts wissen. Er ist mein Bruder und unsere Interessen gehen zusammen. Aber wenn er Geld verlangt, werde ich es nicht wagen, es ihm zu verweigern. Ich bin gewissermaßen in seiner Gewalt.“

Dieser Eindruck war es eben, den Gilbert Monk auf sie hatte machen wollen. Es lag nicht in seiner Absicht, seine Schwester oder die alte Ragen merken zu lassen, daß er sie behorcht habe und der Mitwiffer ihres schändlichen Geheimnisses sei.

Als er Miß Monk verließ, ging er die lange Halle hinab gegen die große Stiege zu. Er blieb einen Augenblick bei dem Geländer stehen; denn er sah eine Person, welche ihr Taschentuch an die Augen gedrückt hielt, aus einem Seitengange in die Halle eintreten. Als sie näher kam, erkannte er in ihr Fifiue, das geschwätzigte Kammermädchen der verstorbenen Marquise.

Als sie an ihm vorbei kam, fragte er sie, warum sie weine, und sie erzählte ihm schluchzend, daß Mr. Sanders, der Verwalter, sie soeben davon verständigt habe, daß sie am nächsten Tage fort müsse, weil Lord Chetwynd durch ihren Anblick zu oft an seine Frau erinnert würde, was man in seinem jezigen Gemüthszustande zu vermeiden suchen müsse; daß ihr Mr. Sanders aber großmüthig einen ganzen Jahresgehalt ausbezahlt habe und sie einstweilen nach London zu ihrem Vater gehe, bis sie eine andere Stellung gefunden haben werde.

Monk drückte ihr ein Geldstück in die Hand und ging die Stiege hinab.

Die untere Halle war leer, und er gelangte un bemerkt in die Bibliothek, die Thüre hinter sich versperrend.

Er hatte die Woche, während Bernice krank war, nicht vergeblich in der Stadt zugebracht. Die Zeit sollte es zeigen, wie fleißig er in den vergangenen Tagen war. Er schaute vorsichtig in alle Winkel und Nischen, schloß dann leise die Fensterläden und zog die Vorhänge zu. Dann zündete er eine Kerze an und trat zu einem massiven, eingemauerten Schrank, der hinter einfachen Holzthüren verborgen war. Er hatte, ehe er zum letzten Male in die Stadt gegangen war, Wachsabdrücke von den Schlössern abgenommen und brachte jetzt mehrere Schlüssel zum Vorschein, von denen einer die Holzthüren vor dem Schranke öffnete. Er hielt laufend inne. Kein Geräusch deutete auf Lord Chetwynd's Rückkehr, noch auf die Nähe irgend eines Menschen.

Mit seinen Schlüsseln gelang es Monk leicht, die massiven Eisenthüren des Schrankes zu öffnen, und mit nervöser Hast durchstöberte er das Innere desselben. Die inneren Laden und Fächer waren meist versperrt, aber das Glück begünstigte ihn. In einem offenen Fache fand er mehrere Schlüsselbunde und mehrere sonderbar geformte Schlüssel, unter denen ein großer, alter, rostiger war, den er hastig ergriff, denn es war der, den er brauchte. Er steckte ihn in die Tasche, sperrte den Schrank wieder zu, so wie er ihn gefunden hatte, stellte die Kerze wieder auf den Schreibtisch, von wo er sie genommen hatte, und öffnete dann geräuschlos die in die Halle hinausführende Thüre. Er lauschte einen Augenblick. Es rührte sich nichts draußen und er verließ die Bibliothek mit heftig pochendem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise ward gerade jetzt die Thür geöffnet, was jede weitere Bemerkung abschnitt, und sogleich betraten Mr. Prayse und Maurice Hope das Zimmer, welche Miss Kelydale noch bei ihrem Wein im Speisesaal wählte. Letzteren hatte es jedoch daselbst nicht lange gelitten.

Als Sir William sich mit seinem Bruder entfernt, und er mit Mr. Prayse allein war, hatte dieser ihn mit großer Herzlichkeit als einen alten Bekannten begrüßt, und Beide hatten eine Zeit lang die Vergangenheit besprochen. Das Gespräch wandte sich darauf seinem Bruder und dessen Anwesenheit in Carrisford zu, und er erfuhr, daß Archibald während seiner ganzen Abwesenheit von seiner Heimath mit dem Verwalter in Briefwechsel gestanden. Dies, wie so manches Andere, was er erfahren, gesehen und gehört, machte ihm seinen Bruder unerklärlich; und doch wollte — nein, mußte er ihn genau kennen lernen und durchschauen, was aber nur während der kurzen Dauer ihres Beisammenseins geschehen konnte. Dazu nun sollte und konnte ihm Eleanor Kelydale verhelfen, der er zugleich seine unfreiwillige Anwesenheit in Awer Court erklären mußte, und da er die schärfsten Beobachter ihres kleinen Kreises im Bibliothekzimmer wußte, wo ihre Geschäfte sie noch länger fesseln würden, schlug er Mr. Prayse vor, sich mit ihm zu den Damen zu begeben, ein Vorschlag, worauf dieser gern einging.

Er konnte sich jedoch Miss Kelydale nicht sogleich nähern; der Verwalter hatte ihn daran erinnert, daß er und seine Tochter frühere Spielgefährten seien, und als solcher mußte er ihr natürlich mehr Zeit, als es seine Absicht war, schenken. Als er dies, wie er meinte, zur Genüge gethan, wandte er sich an Sir William's Enkelin, sprach anfänglich mit ihr von alltäglichen Dingen, bis er, eine günstige Gelegenheit benützend, da Vater und Tochter am andern Ende des Zimmers waren, hastig und leise zu ihr sagte:

„Sie sind noch immer beleidigt, und doch habe ich Ihnen hinlänglich bewiesen, daß ich ganz gegen meinen Willen hier bin!“

„Ich kann es dennoch nicht glauben,“ entgegnete sie, „sondern fürchte, daß Sie ein neues Complot gegen mich erdungen haben, und Ihr Bruder als Ihr Mitschuldiger auftritt. Wie kann ich auch nach allen Ihren Reden und Drohungen in Paris besser von Ihnen denken?“

„Ich habe Ihnen noch niemals gedroht,“ antwortete er, „sondern Sie haben kein Vertrauen zu mir, und weisen mich stets zurück. Ich schwöre Ihnen nochmals, daß ich dem Wunsche meines Bruders zufolge hier bin.“

„Und Sie — Sie thaten, was er wünschte?“

„Ja, wie Sie sehen.“

„Und nannte er Ihnen den Grund zu diesem Wunsche?“

„Ja — er wollte mich Ihrem Großvater gegenüberstellen. Sein Stolz, wie der meinige, ward einst durch Sir William tief gekränkt, und dies sollte ihm eine Genugthuung gerechnen.“

„Eine kleinliche Genugthuung, Mr. Delille, oder muß ich Sie hier Hope nennen?“

„Nur in Paris heiße ich Delille!“

„Ich kehre nie dorthin zurück,“ sagte sie, sichtlich zusammenschauernd.

Er beachtete diese Bemerkung nicht, sondern fuhr fort:

„Nach der harten Behandlung, die ich von Ihrem Großvater erfahren, gab ich meinen rechten Namen auf. Darf ich Ihnen die Geschichte meiner Jugendthorheit erzählen?“

„Ich habe sie bereits von Miss Prayse erfahren.“

„Wirklich? Nun, ich hoffe, sie hat mich nicht mit den schwärzesten Farben geschildert und mich noch tiefer in den Augen Derjenigen herabgesetzt, vor der ich stets im besten Lichte erscheinen möchte.“

„Darf ich meinem Großvater sagen, daß ich Sie schon im Hause meines Vaters gesehen, und dadurch in meinen eigenen Augen ihm gegenüber weniger schuldig erscheinen? Gestatten Sie mir dies, und von diesem Abend an will ich mich bemühen, besser als bisher von Ihnen zu denken.“

Wohl lag eine große Versuchung für Maurice Hope in den Worten des schönen Mädchens, das fast angstvoll zu ihm aufblickte, und wohl dachte er eine Sekunde daran, ihr die gestellte Bitte zu gewähren. Allein er änderte ebenso schnell seinen Entschluß und entgegnete:

„Nein, nein, es darf nicht sein! Es würde Sir William nur zu Fragen veranlassen, die Sie kaum im Stande sind zu beantworten.“

Eleanor Kelydale drang nicht weiter in ihn. Vielleicht fürchtete sie selbst diese Fragen, oder fühlte auch, daß der Mann ihr gegenüber unerbittlich sein würde. Der Verwalter und seine Tochter standen noch immer an der entgegengesetzten Seite des großen Gemaches, wo sie einige seltene Kupferstücke bewunderten, und daher fand unbeachtet von ihnen dies kurze, sehr hastig geführte Gespräch statt.

Dennoch war es nicht ganz unbeachtet geblieben; als Archibald Hope, Sir William stützend, in's Zimmer trat, sah er seinen Bruder eifrig mit der, wie es ihm schien, sehr erregten Eleanor Kelydale reden.

Zwölftes Kapitel

Archibald Hope forscht nach dem Geheimniß.

Als Sir William in einiger Entfernung des offenen Fensters in seinem reich gepolsterten Lehnstuhl Platz genommen, blickte er nach dem reich mit Silbergeräth versehenen Theetisch, der schon seit einiger Zeit der Gäste harnte. Seine Enkelin verstand diesen Blick und nahm ihren gewohnten Platz ein, die Diener traten näher, und die Ceremonie des Theetrinkens begann, bei welcher der Baronet sich abermals bemühte, als aufmerksamer, unterhaltender Wirth zu erscheinen.

Archibald Hope, dessen Verstimmung mit jedem Augen-

blick zunahm, beobachtete ihn voll Verwunderung, und konnte kaum begreifen, daß dieser Mann, dessen witzige und scherzhafte Anekdoten und Erzählungen die Laclust seiner zwar nur wenigen Gäste erregte, derselbe sei, der noch eben ihn so streng getadelt, seine Handlungsweise so ernst gerügt hatte. Er sehnte sich fort von Auer Court, fort von Carrisford, und beschloß, mit Aufbietung aller seiner Kräfte zu arbeiten, um es bestimmt am Sonnabend verlassen zu können. Seine Lage, die, wie er sich nicht verhehlen konnte, eine selbstverschuldete war, warb ihm immer peinlicher, und zum ersten Male in seinem Leben sah er keinen Ausweg, der ihn sicher dem gewünschten Ziele zugeführt hätte.

Nach genossenem Thee wanderte er ruhelos in dem großen Gemache umher. Bilder, Vasen und sonstige Kunstschätze, die er vorfand, vermochten ihn kaum zu fesseln; er blickte nach dem jungen Mädchen hinüber, das ernst und nachdenkend noch immer am Theetische saß, und keines freundlichen Empfanges sicher, wagte er nicht, sich ihr zu nähern. Endlich fesselten einige italienische Skizzen seine Aufmerksamkeit, und als er nach einer Weile, diese aus der Hand legend, sich umwandte, gewahrte er, daß Sir William sich angelegentlich mit seinem Verwalter unterhielt, während die jüngeren Gäste die kühlere Terrasse aufgesucht hatten. Gleichzeitig trat auch Job Fritton ein, um anzukünden, daß Mr. Hope's Wagen warte.

„So früh!“ sagte Sir William. „Wahrlich ein Beweis, Mr. Hope, daß Sie von vornherein gedacht, unsere Gesellschaft würde Ihnen nicht zusagen! — Meine Enkelin hat kaum Zeit gehabt, uns ein wenig Musik hören zu lassen.“

„Meine Zeit in Carrisford gehört kaum mir an,“ erwiderte Archibald, „Sie werden daher gestatten, daß ich mich sogleich entferne.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, Mr. Hope! Auch haben Sie, wie ich fast fürchte, hier keinen angenehmen Abend verlebt, Sie sehen abgesspannt und angegriffen aus.“

Sir William erhob sich bei diesen Worten, verabschiedete sich mit einer steifen Verbeugung von seinem Gaste, ohne diesem die Hand zu reichen, und stand so lange an seinen Sessel gelehnt, bis Jener, nachdem er noch einige Worte an Mr. Prayse gerichtet, das Gemach verlassen hatte.

Sich auf der Terrasse nach seinem Bruder umsehend, erblickte Archibald zu seiner Ueberraschung Miß Kelydale fast an derselben Stelle sitzend, wo er ihrer am vorigen Abend zum ersten Male in seinem Leben ansichtig geworden, indeß Agnes Prayse und Maurice plaudernd in einiger Entfernung lustwandelten. Er hörte Beider helles Lachen, wahrscheinlich bei einer Erinnerung aus früherer Zeit, er wunderte sich über seines Bruders Fähigkeit, sich in alle Verhältnisse zu fügen, und ihn und seine Begleiterin mit den Augen verfolgend, dachte er: „Er ist vielleicht doch nicht so, wie ich ihn mir vorstellte, und bald werde ich einsehen, daß ich ihm Unrecht gethan.“

Nun näherte er sich Miß Kelydale, die wie ein schönes, unlösbares Räthsel vor ihm saß.

Ganz nahe zu ihr herantretend, denn sie schien ihn nicht zu bemerken, sagte er:

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen, Miß Kelydale?“

„Gute Nacht, Mr. Hope,“ entgegnete sie kalt, ihr Angesicht zu ihm erhebend.

„Sie haben heute einen sehr wenig angenehmen Abend verlebt, und ich bedauere, dies verschuldet zu haben!“

„So bereuen Sie also, hierher gekommen zu sein?“ fragte sie überrascht.

„Nein, das kann ich nicht bereuen!“

„Dann beklage ich Sie, weil ich den Grund kenne, der Sie veranlaßte, zu kommen.“

„Wer hat Ihnen den genannt?“

„Miß Prayse; und ich muß Ihnen sagen, daß er kaum eines Gentlemans würdig ist, für den ich Sie doch bis diesen Abend gehalten!“

Sie blickte ihn bei diesen Worten kalt und stolz an und erhob sich. Archibald Hope jedoch wollte ihre Bewegung noch nicht verstehen, sondern entgegnete:

„Gestatten Sie mir, Miß Kelydale, nach dieser Anklage mich Ihnen gegenüber zu vertheidigen.“

„Ich wünsche und begehre keine weitere Auseinandersetzung, Mr. Hope.“

„Dennoch müssen Sie mich anhören, Miß Kelydale, ich muß mich Ihnen gegenüber aussprechen,“ erwiderte er mit so heftiger Stimme, daß sie überrascht zu ihm aufblickte. „Sie glauben, daß ich meinen Bruder nur darum hierher geführt habe, um ihn Sir William als den Knaben gegenüber zu stellen, den er vor zehn Jahren in's Gefängniß schickte.“

„Ja, das glaube ich.“

„Sie irren sich, Miß Kelydale, und Ihr erster Gedanke, als Sie diesen Abend meinen Bruder erblickten, kam der Wahrheit viel näher. Allerdings hatte ich die Idee, mit meinem Bruder vor Sir William zu erscheinen, allein es geschah nur, um ihm zu zeigen, daß Diejenigen, denen er vor zehn Jahren das niedrigste Loos prophezeit, sich eine ehrenvolle Stellung in der Welt erworben, um als gleichberechtigte Gäste an seiner Tafel Platz nehmen zu können. Bald jedoch schämte ich mich dieser kleinlichen Genugthuung, wie ich auch gestern Abend meinem Bruder sagte, und wir wären hier nicht erschienen, hätte nicht ein Zufall mir verrathen, daß Sie und Maurice alte Bekannte seien. Ich entdeckte zugleich, daß Sie ihn unter falschem Namen kannten und fürchtete, es könne etwas gegen Sie im Werke sein, vor dem es die Pflicht erheische, Sie zu warnen. Deshalb, Miß Kelydale, brachte ich ihn nach Auer Court, und hiermit habe ich Ihnen meine Handlungsweise erklärt.“

„Sie hegen also Verdacht gegen ihn? Oder ist ein neues Spiel im Werke, dessen Opfer ich werden soll?“

Sie blickte ihn hierauf so forschend an, als wolle sie seine Gedanken errathen; er aber bemerkte es nicht, denn mit gesenkten Augen ging er neben ihr, bis er nach einer Pause sagte:

„Weshalb sollten Sie auch meinen Worten Glauben schenken? Bei Ihrer Menschenkenntniß und dem Leben voll Geheimnissen, das Sie führen und das Ihrer Stellung, wie Ihrer Jugend so wenig angemessen ist —“

„Ich habe dies Leben nicht selbst gewählt, sondern es ward mir aufgedrungen,“ unterbrach sie ihn heftig, „und ich kann mich demselben nicht entziehen!“

„Sehen Sie sich nach Beistand um. Sagen Sie Ihrem Großvater — —“

„O! Sie können nicht wissen — Sie vermuthen kaum — —“ rief sie aus, schwieg aber plötzlich, da ihr Argwohn sie wieder zu beherrschen begann, und setzte nach

kurzem Schweigen leiser hinzu: „Oder auch Sie wissen Alles, und Ihr Bruder hat Sie veranlaßt, meine Leichtgläubigkeit sich zu Nutzen zu machen. Wenn dem so ist, so muß ich Ihnen zu Ihrer Geschicklichkeit Glück wünschen, denn fast ist es Ihnen gelungen, mich zu überlisten.“

„Wie unnatürlich ist es, in Ihrem Alter so argwöhnisch zu sein,“ entgegnete bekümmert der junge Mann, „obgleich Sie vielleicht Recht thun, mir zu mißtrauen! Ueberlegen Sie jedoch meinen wohlgemeinten Rath, und theilen Sie Sir William Ihre frühere Bekanntschaft mit meinem Bruder mit. Sollte eine Art romantischer Neigung — —“

„Kein Wort mehr, Sir!“ rief sie nochmals laut. „Ich muß am besten wissen, was ich zu thun habe, und hintergehe den mir so theuren Greis nur um seines, nicht meines Wohles willen! Ich kämpfe für ihn und für mich, allein der Himmel weiß, daß es ohne Stütze, ohne einen Freund auf meiner Seite geschieht!“

„Weshalb aber stehen Sie so allein — verlassen?“

„Ich bin in allen meinen Handlungen argwöhnisch, wie Sie auch selbst entdeckt haben. Sie mögen übrigens Ihre letzte Frage an Ihren Bruder richten!“

„Das werde ich noch diesen Abend thun!“

„Fordern Sie ihn auf, Ihnen Alles, Alles zu sagen, und können Sie dann noch mein Freund sein, so sind Sie mir willkommen!“

Nach diesen Worten trat sie plötzlich in's Wohnzimmer; Archibald Hope aber, von den verschiedenartigsten Gedanken bewegt, ging seinem Bruder und Miß Prayse entgegen, indem er zu Ersterem sagte:

„Bist Du bereit, Maurice? Der Wagen hat schon eine Weile gewartet.“

„Wie schnell die Zeit vergangen ist,“ entgegnete Jener. „Ich hatte keine Ahnung, daß es so spät sei! Agnes Prayse und ich haben uns unserer Kindheit erinnert, wo wir in dem großen Garten ihres Vaters zu spielen pflegten. Du ebenfalls, Archi — —“

„Ich weiß es, Maurice, allein es ist hohe Zeit, daß wir gehen!“

Der jüngere Bruder trat jetzt in's Haus, um sich Sir William und seiner Enkelin zu empfehlen, und als Miß Prayse sich mit dem älteren Bruder allein sah, sagte sie zusammenschauernd:

„Welch' ein Abend war das, Archi! Ich hoffe, niemals einen ähnlichen wieder zu erleben!“

„Ich ebensowenig!“

„Haben Sie sich mit Sir William entzweit?“

„Das wird von meiner Seite nie geschehen, Agnes, wengleich ich mich, wie Sie selbst gehört, verächtlich und bitter über den Baronet ausgesprochen habe. Auch sind mir in Betreff seiner Gedanken ganz neuer Art gekommen, die jetzt schon mit den früheren in hartem Kampfe liegen. Es ist wahrlich Zeit, daß ich diese Gegend verlasse!“

„Ist Carrisford Ihnen so sehr verhaßt?“

„Ja, mehr als ich sagen kann!“

„Das thut mir leid,“ entgegnete sie, und fügte mit bewegter Stimme hinzu: „Gute Nacht, Archibald!“

„Gute Nacht, Agnes,“ antwortete er mechanisch, denn seine Gedanken weilten bei jenem, ihm so unbegreiflichen Mädchen, das jetzt an einem Fenster des hellerleuchteten Gemaches saß.

Als sein Bruder zurückkehrte, führte er diesen die

Terrasse entlang, und Beide gelangten durch eine Seitenthür in die große Halle. Hier fanden sie einige Diener vor, denen Job Tritton mit geläufiger Zunge die spannende Geschichte erzählte, welche sich vor zehn Jahren zugetragen.

„Er war immer so eine Art von Teufel, glaubt es nur,“ schloß er seinen Bericht. „Sieht man es nicht noch jetzt seinem dunklen Gesichte an? Ich glaube, er würde noch- mals — —“

Eine unerwartete Störung ließ ihn den Satz nicht vollenden. Die Brüder waren eingetreten, und Maurice sagte: „Seid doch so gut, Job, mir beim Anziehen meines Rodes behilflich zu sein!“

Der also überraschte Job kam dienstfertig diesem Wunsche nach.

„Danke, Job,“ entgegnete Maurice in freundlichem Tone. „Euer Arm ist wohl immer noch etwas steif, ich habe dies gemeint, denn Ihr habt mich mit dem anderen fast umgerissen. Hier nehmt, und macht Euch einen fröhlichen Abend!“

Dabei ließ er in die nicht widerstrebende Hand des alten Mannes einz Guinee gleiten, und während dieser noch die unerwartete Gabe betrachtete, bestieg er mit seinem Bruder den Wagen.

Eine Weile fuhren sie schweigend auf dem dunkeln Wege dahin. Endlich begann Maurice:

„Dieser Abend wäre also vorüber, Archi!“

„Aber ohne mir das Geheimniß offenbart zu haben, Maurice, welches Du mir noch immer vorenthältst!“

„Reinst Du das Geheimniß, Eleanor Relydale schon in Paris gekannt zu haben? Das war ihr Geheimniß, und ich hatte versprochen, es nicht zu brechen!“

„Sie kannte Dich unter falschem Namen.“

„Ganz richtig, denn ich hieß seit langen Jahren in Paris Delille. Nach meinen Gefängnistagen in England sagte mir der Name Hope nicht mehr zu!“

„Du erzieltest aber doch die Briefe, welche ich an Maurice Hope richtete?“

„Glaubst Du denn, ich sei umsonst im Postdienste angestellt? Ich wußte sie mir stets richtig zu verschaffen.“

„Nun aber sage mir, was fesselt Dich an Miß Relydale? Denn sei es Liebe oder Rachsucht, es macht sie offenbar unglücklich.“

„Du sollst es erfahren,“ entgegnete Maurice, sich weit zu seinem Bruder vorbeugend und seine Hand fest auf dessen Arm legend.

Dreizehntes Capitel.

Ver schwunden.

„Die Lösung des Räthfels, welches Dich unnöthig beunruhigt zu haben scheint, ist einfach die, daß ich Eleanor Relydale liebe,“ sagte Maurice langsam und mit fester Stimme, seinen Bruder forschend anblickend, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Archibald Hope hatte dies Geständniß erwartet; Alles, was er seit dem vergangenen Abend in Carrisford und Aber Court gesehen, gehört und erfahren, hatte darauf hingedeutet, dennoch aber, als er es nun durch Maurice selbst bestätigt hörte, bemächtigte sich seiner ein Gefühl tiefer Nieder geschlagenheit, welches er selbst nicht begriff, und traurig sagte er:

„Es thut mir leid, dies zu hören, Maurice.“

„Aber weshalb thut es Dir leid?“ fragte Jener mit scharfer Betonung.

„Und nicht allein Deinetz, sondern auch ihretwegen,“ fuhr der ältere Bruder fort, ohne die Frage zu beachten.

„Ihretwegen? Was ist sie Dir? Weshalb fragst Du um sie?“

„Sie ist mir nichts; allein sie hat meinen Lebenspfad gekreuzt, und mir einige Theilnahme abgewonnen. Nach meiner Ansicht steht sie zu sehr vereinzelt in der Welt da, und bedarf eines stärkeren, wachsameren Beschüßers, als jener alte Mann in Aver Court ihr sein kann.“

„Er ist noch stark und wachsam genug, und auch seine Enkelin vermag sich noch zu schützen.“

„Möglich,“ entgegnete Archibald; „sie ist ein wunderbares Mädchen, welches ich nicht zu begreifen und verstehen vermag. Eine meisterhafte Schauspielerin, wie ich nach Allem glauben möchte.“

„Und wäre sie das, Archibald,“ entgegnete Maurice heftig, „und besäße sie auch alle schlechten Eigenschaften, die je ein Weib verunziert haben, und könnte ich sie nur veranlassen, dem alten Manne zu entsagen und zu mir zu kommen, so würde ich mich für den Glücklichsten der Sterblichen halten.“

Voll Staunen und Schrecken vernahm Archibald Hope diese leidenschaftlichen Worte seines Bruders und bekümmert erwiderte er:

„Maurice, soll das Deine Rache sein? Sie würde allerdings das Herz des alten Mannes brechen!“

„Mein Nachwerk begann bereits, als ich Richard Relydale in Paris traf, und bald eine Nacht über ihn erlangte, der er sich nicht zu entziehen vermochte. Ich führte damals das Leben eines Abenteurers, und schwebte in Gefahr, immer tiefer zu sinken. Da eines Tages lernte ich Miß Relydale kennen; mein Nachedurst erstarb, und sie hätte mich retten können. Statt dessen erweiterte sich der Abgrund täglich zwischen uns, bis sie zuletzt jedes Vertrauen zu mir verlor.“

„Und doch hat sie gestern Abend heimlich mit Dir gesprochen, wie Du sie auch wahrscheinlich von Paris zurückbegleitet hast!“

„Sie wußte nichts von meiner Anwesenheit in England, und ich überraschte sie in Aver Court. Leider mußtest Du unsere Unterhaltung entdecken, wie Du auch wahrscheinlich meinen Handschuh gefunden hast, und Dir nachher, als Du das Gegenstück dazu in meinem Zimmer sahst, die Sache klar ward.“

„So ist's, Maurice!“

„Ich war ein Thor, und haute zu fest auf meine Schlaueheit! Für Dich aber wäre es ein Glück gewesen, Du hättest nichts gesehen noch gehört, denn es fehlte nicht viel, so hätte diese unglückliche Sache, ehe wir nach Aver Court gingen, uns auf immer getrennt. Weißt Du, was nur allein mich davon zurückhielt?“

Hier bog Maurice Hope sich abermals vor, legte abermals die Hand auf den Arm seines Bruders, und blickte ihn ernst und voll tiefer brüderlicher Liebe an. Die Dunkelheit, die in der alten, hohen Allee herrschte, verbarg dem älteren Bruder diesen Ausdruck nicht, und in späteren Jahren, als sie fern von einander lebten, erinnerte er sich dessen noch und bewachte ihn tief in seinem Herzen.

Erst nach einer kleinen Weile vermochte er zu antworten: „Nein, Maurice, ich weiß nicht, was diesen Kummer von mir abwandte.“

„Die Ueberzeugung, daß ich Deine uneigennütige, brüderliche Theilnahme an meinem Geschick nicht entbehren kann; der Glaube, daß Du allein in der Welt Dich meines Fortkommens aufrichtig freuest; die Thatsache, daß die alte, treue Liebe, welche seit unserer Kindheit uns verbunden, nach diesem Streit ersterben würde!“

Archibald Hope blickte seinen jüngeren Bruder voll tiefer Empfindung an, und sagte dann nach einer augenblicklichen Pause:

„Ich danke Dir, Maurice, daß Du den Frieden zwischen uns erhalten, und mich nach Aver Court begleitet hast. Es war ein Schritt auf den richtigen Weg, und Du wirst ihn nie zu bereuen haben!“

„Er hat mich aber noch mehr von ihr entfernt, und ich konnte mir dies vorher sagen!“

„Ich glaube kaum, daß sie Dir mißtraut, denn ich weiß — —“

„Du weißt nichts, Archi, und mögest Du auch nie etwas erfahren! Halte Dich fern von diesem unglückseligen Geheimniß, und überlaß es uns allein, den Weg zu finden, den das Schicksal uns einmal vorgezeichnet hat! — Sie allein kann mich, kann uns Alle retten, und gebe der Himmel, daß sie es aus Liebe zu mir, nicht aber aus Furcht vor mir thut!“

„Maurice,“ sagte bewegt der ältere Bruder, „weshalb willst Du nach allen diesen so traurigen Andeutungen mir nicht ganz vertrauen?“

„Ich darf es nicht,“ entgegnete Jener, düster das Haupt schüttelnd.

„Miß Relydale hat mich diesen Abend an Dich verwiesen, aber von Deinen Worten hängt es ab, ob ich ihr beistehen kann.“

„Wie? hat sie bereits ein solches Vertrauen zu Dir gefaßt?“ fragte Maurice Hope in gänzlich verändertem Ton.

„Im Gegentheil, sie mißtraut mir, und glaubt sogar, daß ich mich mit Dir gegen ihr Glück und ihren Frieden verbündet habe. Ich ertheilte ihr den Rath, sich unbedingt Sir William anzuvertrauen.“

„Er ist in dieser Sache, die ihn nur unglücklich machen würde, gänzlich machtlos. Miß Relydale weiß das ebenfalls und schonnt seiner!“

„Aber Maurice, sei doch großmüthig und enthülle dies Geheimniß, welches in Deinen Händen ist. Du würdest ihr Glück und Frieden wiedergeben, und durch eine solche Handlung Dir vielleicht ihre Liebe gewinnen.“

„Vielleicht ihre Dankbarkeit, wenn nicht ein neuer Argwohn in ihr erwacht, niemals aber ihre Liebe!“

„Und glaubst Du, sie auf dem eingeschlagenen Wege zu erreichen?“

„Der bringt mir nur ihre Verachtung ein, aus der alsbald Haß entstehen wird. Dennoch aber werde ich fortfahren, sie zu lieben, und sie zum Weibe zu begehren, müßte ich sie auch mit einer Vermünschung gegen mich auf ihren Lippen in meine Arme schließen.“

„Maurice, Du bist wahnsinnig, mußt wahnsinnig sein!“

„Ich glaube es selbst! —“

„Und diese wilde, furchtbare Leidenschaft wird Dich noch in's Verderben führen!“

„Wohl Andere, die mir darin entgegen handeln, mich jedoch nicht! Auch weiß ich mich zu beherrschen, und in meinem Berufe bin ich der ruhige Maurice Delille, der besonnene Arbeiter, dem die höchsten Ehrenstellen offen stehen. Erfasst mich aber dennoch einmal die Wuth, so weide ich die Menschen, suche die Einsamkeit und lasse ungesehen den Sturm austoben. Heute Abend bist Du Zeuge desselben gewesen, Du wirst mich bemitleiden — —“

„Könnte ich Dir doch helfen, anstatt Dich zu bemitleiden! Vertraue mir ganz — —“

„Ich kann nicht — ich bin schon zu weit gegangen — Du hast von mir mehr erfahren, als irgend ein anderer Mensch, und ich bitte Dich inständig, laß uns jetzt schweigen!“

Ohne ein weiteres Wort miteinander zu wechseln, erreichten sie das Gasthaus. An der Thür desselben reichte Maurice seinem Bruder die Hand, und sagte mit ruhiger, sicherer Stimme:

„Gute Nacht, Archibald!“

„So begiebst Du Dich gleich in Dein Zimmer?“

„Noch nicht. Ich will vorher einen Spaziergang unternehmen, damit die schweren Gedanken, die mir das Hirn erhitzen, schwinden, ehe ich zu Dir zurückkehre.“

„Laß mich Dich begleiten!“

„Nein, Archibald, ich muß Deine Begleitung ablehnen; meine eigene Gesellschaft ist mir auf einem solchen Wege die liebste.“

„Ich begreife und verstehe Dich, Maurice! Auch ich suche die Einsamkeit auf, wenn schlimme Gedanken und finstere Laune mich beherrschen wollen. Mögen aber die Deinigen Dich auf diesem Deinen Wege verlassen!“

„Sie werden mich verlassen, ehe ich hierher zurückkehre — ja, Archibald, davon halte Dich fest überzeugt!“ Und seinem Bruder die Hand hinstreckend, sagte er abermals mit fester Stimme: „Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Maurice! Ich werde auf Dich warten,“ entgegnete Archibald, herzlich die dargebotene Hand schüttelnd.

„Das möchte zu lange währen, Archi,“ antwortete Maurice, verließ dann mit schnellen Schritten das Wirthshaus und wandte sich der Landstraße zu.

Archibald Hope folgte ihm bis zur Gartenpforte und blickte ihm sinnend nach. Es war ein heller Abend, die Sterne funkelten am tiefblauen Himmel, und deutlich konnte er die Gestalt seines Bruders auf dem weißlichgrauen Fahrwege unterscheiden. Tiefe Stille umgab ihn, denn obgleich es noch nicht spät war, lag doch bereits das Dorf in tiefem Schlafe.

Diese Stille und der schöne Sommerabend brachte Ruhe und Frieden über den Mann, der forschend und lauschend an der Pforte stand und seinem Bruder nachblickte, welcher sich immer mehr von ihm entfernte, und zwar auf einem Wege, der nach zehn Meilen angestrengten Marsches durch eine schöne, fruchtbare Gegend ihn der Seeküste zuführen mußte. Einmal glaubte er, deutlich zu sehen, daß Maurice stillstand und nach der Stelle zurückah, wo er zuletzt mit ihm gesprochen, dann aber um so schneller wieder weiterschritt.

Er beschloß, in seinem Zimmer seine Rückkehr zu erwarten, um nach seiner nächtlichen Wanderung noch einmal ruhig und besonnen mit ihm zu reden. Auch er war durch alle Ereignisse dieses denkwürdigen Tages so aufgeregt, daß

er noch lange an Schlaf nicht denken mochte, indeß fand er es gerathen, sein Zimmer aufzusuchen, zugleich, um nachzusehen, ob er noch Briefe zu beantworten habe.

Ehe er noch diesen Vorsatz ausführen konnte, vernahm er die Stimme des Wirthes, welcher entschuldigend sagte:

„Fast hätte ich Sie ausgeschlossen, Mr. Hope, ich glaubte Sie in Ihrem Zimmer — — —“

„Ich habe nach unserer Rückkehr von Aver Court das Haus noch nicht betreten.“

„Es ist auch ein herrlicher Abend, Sir, und Ihr Bruder wird eine schöne Nacht zur Reise haben.“

„Was sagen Sie da?“ fragte Archibald, sich hastig dem Wirth zuwendend.

„Nun, ich meine doch — verläßt er denn nicht diese Nacht noch England?“

„Hat er Ihnen das gesagt?“ fragte Archibald, statt eine Antwort zu ertheilen.

„Bevor er nach Aver Court fuhr, gab er mir den Befehl, sogleich seinen Mantelsack nach Ilton zu befördern, und ihn dort dem Capitän des Postdampfschiffes übergeben zu lassen. Etwas Weiteres weiß ich von der Sache nicht.“

„Trug der Mantelsack die Adresse irgend eines Hotels in Paris?“

„Ich konnte die Adresse nicht lesen, Sir; es standen nur französische Worte darauf.“

„Sollte ich ihn nicht noch einholen können?“ sagte Archibald Hope halblaut und fügte dann hastig hinzu:

„Satteln Sie mir doch sogleich ein Pferd!“

Der Wirth jögerte; sein Stallknecht schlief bereits und seine Pferde, die am Nachmittag schon einmal gebraucht waren, konnten kaum einen längeren Ritt aushalten. Archibald Hope indeß konnte nicht länger warten und, den Stallungen zuschreitend, sagte er:

„Ich werde es selbst thun, Sir! besorgen Sie mir nur ein Licht!“

Nach wenigen Augenblicken ritt der junge Mann der Seeküste zu, ohne auf dem Wege während der Nacht seinen Bruder anzutreffen. Bei seiner Ankunft in Ilton war das Postschiff bereits abgefahren, und er konnte sich kaum denken, daß Maurice vor ihm die Stadt erreicht haben sollte, er hätte dann in dem Besitz eines besonders guten Pferdes sein müssen und schneller als er geritten sein. In der Hoffnung, daß Maurice seinen Plan geändert und das Gut nicht verlassen habe, verschaffte er sich ein anderes, frisches Pferd und trat den Rückweg nach Carrisford an, das er aber nur erreichte, um sich zu überzeugen, daß Jener wirklich am vorigen Abend die Reise unternommen.

Als Archibald noch einmal ihr letztes Beisammensein, wie den Abschied seines Bruders überdachte, mußte er sich gestehen, daß seine Worte allerdings auf eine längere Trennung hingedeutet hatten, was ihm am verflohenen Abend nicht sogleich aufgefallen war, und die Ueberzeugung, daß er ihn in langer Zeit nicht wiedersehen würde, drängte sich ihm mehr und mehr auf. Maurice hatte ihm offenbar sein Vertrauen nicht schenken wollen und können und war lieber so schnell als möglich zu der unruhigen, aufregenden Lebensweise, welche seiner Natur zusagte, zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung.)

Die beiden Detektives stimmten freudig bei. Schlieper schaffte die Ingredienzien, welche zur Production eines „steifen Grog“ nöthig sind, herbei und bald schlürften die Drei den Göttertrank mit Wonne ein und besprachen ihre Pläne, ohne deshalb jedoch das gegenüberliegende Haus auch nur für eine Minute unbeobachtet zu lassen. Die Nacht war bereits weit vorgerückt, als sie eine Procebur, deren Anwendung sie mit dem „Geheimniß der Torten“ bekannt machen sollte, gesunden hatten.

IX.

Zwei Tage verstrichen, ohne daß eine frische Torte gebracht worden wäre. Während dieser Zeit hatten die Detektives eine theilweise Aenderung in ihrem Bewachungssystem eintreten lassen. Einer mußte nämlich unaufhörlich an der Ecke, um welche der Conditorelehrling in die Gasse einzubiegen pflegte, patrouilliren, während die beiden Anderen im Zimmer blieben.

Um die zehnte Morgenstunde des dritten Tages kam Bornemann, an dem heute die Reihe, Schildwach zu stehen, war, in höchster Eile in das Zimmer gestürzt und rief athemlos:

„Er kommt!“

Sofort ergriffen Schlieper und Maltenberger ihre Hüte und sprangen die Treppe hinab, nach Malz's Haus hinüber. Maltenberger trat in die Einfahrt, während Schlieper vor derselben stehen blieb.

Nach zwei Minuten bog der Conditorelehrling, eine Torte in der Hand, in die Gasse ein.

Schlieper ging nun gleichfalls in den Hausflur, während Maltenberger die erste Treppe hinaufflog und dort stehen blieb. Die Treppe war dem in das Thor Eintretenden nicht sichtbar. Sie befand sich etwa fünfzehn Schritte vom Eingang entfernt hinter einem Mauervorsprung in unmittelbarer Nähe der Hofthür. Schlieper stellte sich an diese und that, als wenn er dem auf dem Hofe befindlichen Gärtchen seine Aufmerksamkeit widmete. Als der Junge in den Eingang trat, hustete der Detektive heftig, ohne sich umzusehen. Unmittelbar darauf stürmte Maltenberger die Treppe hinunter und prallte unten sehr hart mit dem Lehrling, welcher gerade um den Vorsprung biegen wollte, zusammen. Der arme Junge purzelte zu Boden und ließ selbstverständlich das Tuch mit der Tortenschüssel fahren. Diese flog weit fort, fiel dann, in Scherben zerklüffert, auf den Boden, die Zipfel des Tuches gingen auseinander und die Torte rollte heraus und brach in mehrere Stücke entzwei. Aus einem derselben fiel — ein zusammengefaltetes Stück Papier. Es erblickten, gleich dem Adler auf seine Beute darauflosstürzen und es aufnehmen, war für Maltenberger das Werk eines Augenblicks.

Der Junge hatte davon Nichts bemerkt, denn der Fall schmerzte ihn so, daß er in lautes Heulen ausbrach und Mühe hatte, das Wasser aus den Augen zu wischen.

„Na, na, trösten Sie sich nur,“ besänftigte Maltenberger

den Schluchzenden, „es war halt ein Malheur, wofür Niemand kann. Trotzdem will ich Ihnen eine neue Schüssel und eine frische Torte kaufen, damit Sie keinen Verdruß von Ihrem Meister haben. Und hier haben Sie eine Kleinigkeit für den Schreck.“

Er gab ihm einige kleine Münzen und erreichte dadurch am sichersten den Zweck, den Knaben zu beruhigen und willfährig zu machen.

„Lesen Sie die Scherben und die Stücke der Torte auf,“ gebot er dann. „Die Scherben wollen wir auf die Straße werfen und die Stücke armen Kindern schenken.“

So geschah es und dann begab Maltenberger sich in der Begleitung des jungen Burschen in eine nahegelegene Conditorei.

„Wie heißt denn Ihr Meister?“ erkundigte er sich unterwegs.

„Johann Belfinger.“

„Ah, der wohnt ja wohl in der Märzstraße?“

„Nein in der Welbygasse.“

„Haben Sie dem Fräulein immer eine bestimmte Gattung von Torten gebracht?“

„Nein.“

„Dann können wir also eine ganz beliebige auswählen?“

„Ja.“

Maltenberger blieb vor der Thür des Conditoreiladens stehen.

„Wissen Sie vielleicht, wieviel solche flache Porzellan-schüssel kostet?“

„Ja, zwei Gulden.“

„Gut. Da haben Sie zwei Gulden, gehen Sie in die nächste Porzellanwaarenhandlung, — ich glaube, in der nächsten Straße ist eine, — und kaufen Sie eine Schüssel. Ich werde hier im Laden auf Sie warten. Sie müssen aber eine Schüssel kaufen, welche genau so groß ist und so aussieht, wie die zer Schlagene.“

Der Junge nickte zustimmend, nahm das Geld und rannte davon, während der Detektive in den Laden trat.

„Haben Sie die Güte,“ wandte er sich an die als Verkäuferin fungirende Mamsell, „mir ein Fläschchen Sherry-Cobbler und diese Torte in das Nebenzimmer zu bringen.“

Neben dem Laden befand sich ein freundlicher Salon, in welchem die Liebhaber von süßen Leckereien ihre Frühstücks- oder Nachmittags-Chokolade einzunehmen pflegten. Augenblicklich war Niemand dort anwesend.

Der Detektive nahm in einer Ecke, die man weder vom Laden aus noch von der Straße her beobachten konnte, Platz und las nun das Blatt Papier. Ein Lächeln der Befriedigung umspielte seine Lippen, als er es wieder sorgsam faltete.

Gleich darauf brachte die Mamsell Torte und Wein. Nachdem sie sich wieder entfernt hatte, schnitt Maltenberger behutsam genau in der Mitte ein kleines Stück aus der Torte und legte das Papier hinein. Er hatte nämlich, als die Torte in Stücken ging, wahrgenommen, daß das Blatt aus einem

Witzspiel gefallen war. Den feinen Riß, welcher durch den Einschnitt entstanden war, verbarg er sehr geschickt, indem er ein Stückchen Zucker zerschabte und den Staub über den Riß streute. Kaum war er damit fertig geworden, als der Junge mit der gefausten Schüssel ankam. Die Torte wurde nun auf die Platte gestellt und mit dem Tuche verhüllt, worauf der Knabe sich davontrotzte.

Maltenberger trank hastig den Sherry, zahlte dann und eilte zu den Collegien, die ihn mit fieberhafter Spannung erwarteten.

„Nun, was enthielt das Blatt?“

„Nur zwei kurze, aber inhaltschwere Zeilen: Schani kann uns nützlich werden. Ich will es mit ihm versuchen. Sag' ihm, wo er mich trifft.“

„Hurrah,“ jubelten Bornemann und Schlieper.

Dann sollten alle Drei der Schlaueit und Vorsicht des Gaunerbarons und Mali's ihre rückhaltlose Anerkennung. Die von Beiden angewandte Briefbeförderungsmethode hatte mindestens den Reiz der Neuheit für sich. Würde Radwicz seiner Geliebten Bouquets geschickt haben, dann wären die Detective's zweifellos bald genug auf die Idee gekommen, daß inmitten der Blumen Billets verborgen sein könnten, diese jedoch in den Torten zu vermuthen, konnte ihnen nicht in den Sinn kommen und hätte nicht König Zufall ihnen beigestanden, dann würde es ihnen wahrscheinlich nie eingefallen sein, das Packwerk untersuchen zu wollen.

Sie berathschlagten nun, ob es sich empfehlen würde, die Torten auch in der Folge einer Durchsuchung zu unterziehen, doch erschien ihnen das nicht zweckmäßig, weil sie dann den Lehrling in das Geheimniß hätten einweihen müssen. Dagegen beschloßen sie, den Conditor Balsfinger einer peniblen Controle zu unterwerfen. Wie Schlieper wußte, genoß Balsfinger keines guten Reumuths. Sein Lokal diente fast ausschließlich den Prostituirten und deren Galans zum Stellbichlein und Balsfinger selbst hatte bereits wiederholt Conflicte mit der Polizei gehabt. Die Ueberwachung dieses Menschen hatte nur den Zweck, festzustellen, ob er sich vielleicht mit der Herausgabe der falschen Banknoten befaße. In zweiter Reihe kam es den Beamten darauf an, zu erforschen, ob Balsfinger selbst die Billets in den Torten verbarg. That er das, dann war es gewiß, daß er mit den Fälschern in Verbindung stand. Ueber diesen Punkt Aufschluß zu erhalten, war übrigens nur geringe Aussicht vorhanden, da sich doch voraussehen ließ, daß Balsfinger nicht minder vorsichtig handeln würde, als die Fälscher selbst. — Bornemann und Schlieper sollten beide die Ueberwachung des Conditors und der mit ihm verkehrenden Personen auf sich nehmen, doch sollten sie nie zu einer Verhaftung schreiten, auch dann nicht, wenn noch so gravirende Indicien sich gegen ein Individuum geltend machen sollten. Maltenberger wollte sich jetzt nicht mehr mit der Verhaftung des Gaunerbarons allein begnügen, sondern dessen sämtliche Complicen gleichfalls dingfest machen. Dieses Ziel konnte er aber nur dann zu erreichen hoffen, wenn Nichts geschah, wodurch die Bande argwöhnisch gemacht wurde.

Die Ueberwachung der „scharfen Mali“ erschien den Detective's nicht mehr nothwendig, da sie hoffen konnten, durch die Controle Bröselmeyer's binnen kürzester Zeit den Schlupfwinkel der Fälscher zu erkunden.

Schani's Ueberwachung nahm Maltenberger selbst auf sich. Alle drei bereiteten sich dadurch auf ihre zukünftige

Wirksamkeit vor, daß sie sich gänzlich metamorphosirten. Schlieper kostümirte sich als „Grammelschorschel,“*) Bornemann als feiernder Schneidergefell und Maltenberger als verbummeltes Genie. Die Umwandlung gelang so vorzüglich, daß selbst diese Männer, die sich schon in hundert Verkleidungen versucht hatten, sie für unübertrefflich erklärten.

X.

Abends gegen sieben Uhr begab sich, gravitatisch wie immer, Freiherr von Schani, alias Werner, alias Tambolini, alias Baron Kranicki, recte Johann Bröselmeyer zur „scharfen Mali“. Während er sonst bei derselben mindestens eine Stunde verweilte und dann tief sinnig und bedachtsam zu Sacher wandelte, tauchte er heute bereits nach Verlauf einer Viertelstunde aus der Einfahrt auf, und zwar in so unzweideutiger Erregung, daß man aus diesem Merkmal allein auf ein ungewöhnliches Begebniß hätte schließen können. Er ging rasch und energisch, und zwar nicht die gewöhnliche Richtung, sondern die entgegengesetzte, ohne zu bemerken, daß eine dunkle Gestalt ihm in einiger Entfernung auf Schritt und Tritt folgte.

Bröselmeyer eilte geraden Wegs nach dem Donau canal und schritt an diesem aufwärts. Auf der Roffauer Lände angelangt, bog er in ein schmutziges Nebengäßchen ein und verschwand in dem Gewölbe eines Trödlers, der nicht im besten Ruße stand.

Sein Verfolger, Detective Maltenberger, drückte sich in ein offenstehendes Haushor und behielt den Trödlerladen im Auge. Nach einigen Minuten ging die Thür desselben auf und ein Mann in grobem Flausrock, geflickten, schmierigen Tuchhosen und halb zeretzter Bärenmütze trat heraus, ging nach dem Canal zu und an diesem aufwärts.

„Alle Wetter,“ brummte Maltenberger, „sollte das der Schani gewesen sein? Was soll ich nun thun, warten oder der Bärenmütze nachrennen? Warte ich und die Bärenmütze ist der Schani gewesen, dann entwischt er mir und ich seh' ihn vielleicht nie wieder, lauf ich dagegen, wenn Schani noch beim Trödler ist, Jenem nach, dann kann er mir gleichfalls entkommen. Es ist eine nichtswürdige Geschichte.“

Das Dilemma war in der That schlimm genug, doch half das Erwägen Nichts. Hier fruchtete nur schnelles Handeln. Der Detective entschloß sich deshalb auch, der Bärenmütze nachzusetzen und das that er alsbald. So schnell seine Füße ihn vorwärts bringen wollten, lief er durch einige Nebengassen dem Canal zu und stand endlich an einer Straßenecke still, an welcher die Bärenmütze vorbeikommen mußte. Da an diesem Kreuzungspunkte eine Laterne brannte, so mußte die Erkennung leicht sein.

Zwei Minuten später kam die Bärenmütze dem Kreuzungspunkte nah. Der Detective trat nun hervor und ging dem Herankommenden, der gerade in den Lichtkreis trat, entgegen. Ein scharfer Blick überzeugte ihn, daß unter dem schabigen Kostüme wirklich der stets so elegante Baron Schani verborgen war.

Maltenberger ging eine Strecke zurück, kehrte dann um und folgte dem Abenteurer. Dieser schritt die Roffauer und Spittelauer Lände zu Ende und gelangte dann in die riesigen Holzlagerstätten, welche sich zwischen der lehterwähnten Gasse

*) So heißen die männlichen Begleiter und Beschützer der Prostituirten.

und Nußdorf erstrecken. Hier war die Verfolgung leicht. Der Boden war nicht gepflastert und Laternen gab es nur in so weiten Zwischenräumen, daß sie die dicke Finsterniß nicht zu verdrängen vermochten. Dieser Rayon gehört zu den verrufensten der Kaiserstadt an der Donau. Am Tage freilich, wo die zwar sehr rauhen, aber kreuzbraven „Holzscheiler“ dort walten, hat man Nichts zu fürchten, Nachts hingegen wagt sich ein anständig gekleideter Mensch nur dann in diese Gegend, wenn gebieterische Umstände es erheischen. Man ist nie davor sicher, daß hinter einem Holzhaufen, einem Rahne eine Bassermannsche Gestalt auftaucht und unter dem lieblichen Rufe: „Geld oder Leben!“ dem einsamen Wandrer einen Revolver auf die Brust setzt, wenn nicht gar der Herr Wegelegerer es vorzieht, dem Passanten eine Schlinge um den Hals zu werfen, ihm durch das Zusammenziehen derselben für einige Minuten die Besinnung zu rauben und in aller Ruhe die Taschen des Opfers zu visitiren.

Bröselmeyer schien sich trotz seines ärmlichen Anzugs in dieser Region nicht behaglich zu fühlen, denn wenn er früher nur schnell gegangen war, so lief er jetzt im kurzen Trab und hatte in Folge dessen die berühmte Strecke in sehr kurzer Zeit zurückgelegt. Dicht am Ende der Holzlagerplätze, als erstes Haus Nußdorfs, steht, nur durch die hier schmale Gasse von der Donau geschieden, ein einstöckiges, umfangreiches Gebäude, dessen zwei lange Seitentrakte einen engen, unsaubern Hof einschließen. Dieses Gebäude gehörte dem Gastwirth Silbernagel und beherbergte in seinen Räumen zahlreiche Personen, über deren Beruf selbst der gewiegteste Polizeibeamte keine befriedigende Auskunft hätte erlangen können. Das Hauptgebäude war unbewohnt, bis auf einige kleine Stuben, die der unverheirathete Wirth mit seiner Nichte, einem älteren Weibe, innehatte. Fast das ganze Erdgeschöß wurde durch die Schankzimmer ausgefüllt, während das erste und einzige Stockwerk ausschließlich sogenannte Fremdenzimmer enthielt. Da der „wilde Bär“, so hieß das Gasthaus, nur eine kurze Strecke vom Landungsplatze der Donaudampfer entfernt lag, so fehlte es ihm während der warmen Jahreszeit nicht an Gästen, die insgesammt der armen Bevölkerungsschicht angehörten. Im Winter standen die Gastzimmer gleichfalls nicht leer. Der Wirth stellte dann in jedes mehrere Betten und vermietete diese zu sehr mäßigen Preisen an Unterstandlose, deren es in Wien Regionen giebt. Der Ruf der Fremden, welche im „wilden Bären“ einzukehren pflegten, und insbesondere der „Bettgeher“, war in der Regel höchst anrühlich, dagegen erfreute sich Silbernagel selbst gerade keines üblen Leumunds. Er war als ein roher Patron bekannt und wegen seiner riesigen Kraft, die ihn oft zu excessiven Gewaltthaten verleitete, gefürchtet, an seiner Rechtllichkeit hingegen zweifelte kaum Jemand, selbst die Polizei nicht. Es hatte sich noch nie ein Anlaß geboten, sie anzusehen. Das wollte indeß nicht viel bedeuten, denn in der Weltstadt an der Donau entpuppen sich alljährlich nicht wenige Personen als raffinierte Gauner, die Jahre, zuweilen Jahrzehnte hindurch als Ehrenmänner gegolten haben.

In den „wilden Bären“ also kehrte Schani ein. Maltenberger hielt es nicht für angemessen, ihm in das Schankzimmer zu folgen. Dagegen blickte er verstohlen durch die von Innen stark vergitterten Fenster. Die geräumige, schwarze, unsaubere Stube war dichtgefüllt mit Gästen und Silbernagel sowohl wie seine Nichte waren vollauf mit der Bedienung derselben beschäftigt. Wenn Schani in diesem Zimmer hätte

Platz nehmen wollen, würde er keinen Raum leer gefunden haben; er hegte indeß offenbar nicht den Vorsatz, sich dort niederzulassen, vielmehr trat er sofort an den Wirth heran und flüsterte ihm einige Worte zu. Silbernagel musterte den Schani mit unverkennbarem Mißtrauen, dann fertigte er Schani mit wenigen Worten ab, worauf dieser in das nebenan gelegene „Extrazimmer“*) sich begab. Dort war kein einziger Gast anwesend, weshalb es auch nur durch eine einzige Unschlittkerze erhellt wurde.

Bröselmeyer setzte sich nicht nieder, sondern schritt unruhig auf und ab. Nach einiger Zeit trat Silbernagel ein und pflog mit Schani ein kurzes Zwiegespräch. Dann holte der Abenteurer ein Blatt Papier hervor — Maltenberger glaubte zu erkennen, daß es der Tortenbrief wäre — und gab es dem Wirth. Dieser schien damit indeß nicht zufriedengestellt, wenigstens zuckte er gleichmüthig mit den Achseln. Da reichte Bröselmeyer ihm einen Gegenstand, den Maltenberger wegen der spärlichen Helligkeit nicht zu erkennen vermochte, und nun auf einmal wurde der Wirth ein ganz anderer. Er zeigte sich sehr geschmeidig und wies dem Besitzer des Talismans das freundlichste Gesicht, welches ihm bisher zur Verfügung stand. Darauf eilte er in das neben dem Extrazimmer befindliche Kabinet, seine Schlafkammer, und verweilte dort eine Minute.

„Er verkündet den Fälschern durch ein Signal, daß das künftige neue Mitglied der Bande angekommen ist,“ murmelte der Detektive.

Gleich darauf kehrte Silbernagel in das Extrazimmer zurück, nahm den Leuchter und forderte Schani auf, ihm zu folgen.

Maltenberger eilte an die offenstehende Hausthür. Im nächsten Augenblick erschienen Silbernagel und Bröselmeyer auf dem Gange und wandten sich der Treppe zu.

„Also oben findet die Entrevue statt,“ brummte der Detektive in den Bart und trat so weit nach dem Strome zurück, daß er die Fenster des ersten Stockwerks überblicken konnte.

„Alles finster,“ murmelte er. „Sollte der Ort der Zusammenkunft ein Hofzimmer sein oder sich vielleicht in einer der Seitentrakte befinden? — Ah!“

Dieser Ausruf der Ueberraschung galt einem sehr schönen, reichen Lichtschimmer, der urplötzlich in dem äußersten Zimmer sich zeigte, dann jedoch in das Nebenzimmer sich ergoß.

„Es ist der Chef der Fälscher,“ dachte Maltenberger. „Wenn ich doch einen Blick in das Zimmer werfen könnte, ich gäbe mit Freuden einen ganzen Jahresgehalt hin. — Ich glaube übrigens eine höchst wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Wie kommt das Licht so urplötzlich in das Eckzimmer. Es ist möglich, daß vom Hofe her eine Treppe dorthinauf führt oder daß man aus einem Zimmer des Seitengebäudes in die Eckstube gelangen kann. Wenn das jedoch nicht der Fall ist, dann muß offenbar ein geheimer Gang vorhanden sein. Mir scheint, dieses simple Gasthaus birgt manches Geheimniß, von welchem eine hochlöbliche Polizei sich Nichts träumen läßt.“

Noch länger zu warten, erschien ihm unzweckmäßig, da

*) Sämmtliche Wiener Restaurationen haben ein „Extrazimmer“ für noblere Gäste und ein „Gastzimmer“ (vom Volke „Schwemme“ genannt) für die ärmeren Besucher. Im ersteren sind Speisen und Getränke (oft nicht unerheblich) theurer.

Brüfelmeyer vielleicht die ganze Nacht im „wilden Bären“ blieb, vielmehr eilte der Detektive die wenigen hundert Schritte bis zum Landungsplatz der Dampfschiffe und wartete in dem dort befindlichen Gasthause, bis der letzte nach Klosterneuburg verkehrende Stellwagen herbeikam. Mit ihm fuhr er nach dem genannten Städtchen, welches etwa zwei Meilen von Wien entfernt liegt, und übernachtete in einem Gasthause.

Am nächsten Morgen in aller Frühe stattete er dem Polizeikommissär des Städtchens einen Besuch ab, gab sich zu erkennen und trug sein Anliegen vor.

„Sie treffen es ganz glücklich,“ bemerkte der Kommissär, nachdem Maltenberger ihm seinen Plan auseinandergesetzt hatte. „Gestern Abend ist eine Steinzille aus Linz hier eingetroffen, um heute weiter nach Ungarn zu fahren.“

„Werden diese Leute dem Wirth des „wilden Bären“ bekannt sein?“

„Das können Sie um so eher für unzweifelhaft annehmen, als die Schiffer schon oft die Donau herunter geschwommen sind. Silbernagel kennt wohl sämtliche Flößer und ist ihnen bekannt.“

„Und glauben Sie, daß die Leute sich bereit finden lassen werden, meinen Anschlag zu unterstützen?“

„Steht Ihnen ein Betrag von 30 Gulden zur Disposition?“

„O gewiß.“

„Dann geben Sie jedem Schiffer zehn Gulden und Sie können vollkommenes Vertrauen in deren Willfährigkeit und Verschwiegenheit setzen. Sie werden nöthigenfalls Wein und Bier darauf schwören, daß Sie Derjenige sind, für welchen Sie selbst sich ausgeben.“

„Würden Sie vielleicht so freundlich sein, mich zu diesen Leuten zu begleiten?“

„Mit dem größten Vergnügen.“

Die Schiffer der Steinzille waren in der winzigen Kajüte gerade damit beschäftigt, ihr Frühstück, bestehend aus einem Topf voll Mehlsuppe und einem gewaltigen Stück Schwarzbrot, zu verzehren, als sie durch den Besuch überrascht wurden. Maltenberger unterrichtete sie von seinen Absichten und gewann sie leicht durch die Zehnguldenspende. Er blieb gleich auf dem Rahne, da die Schiffer binnen einer Viertelstunde abzufahren gedachten.

XI.

Es mochte etwa neun Uhr Vormittags sein, als eine Steinzille vor dem Gasthause zum „wilden Bären“ anlegte. Silbernagel trat in die Hausthür und rief dem ältesten Schiffer munter zu:

„Grüß Euch Gott, Vater Plank! In diesem Jahr habt Ihr Euch schon frühzeitig aus Euren Bergen hervorgemacht.“

„Ja, wir sind die ersten Frühlingschwalben,“ lachte Plank. „Als wir erfuhren, daß das Eis auf der Donau verschwunden sei, da litt es uns nicht länger daheim, zumal da wir eine große Menge von Granitplatten, die in Pest dringend gebraucht werden, verladen hatten. Alle Schiffer unseres Dorfes brachen mit einem Male auf und die Meisten werden morgen oder übermorgen hier durchpassiren. Ich und meine beiden Neffen sind die Vorläufer. Ihr kennt ja die Jungen?“

„Freilich, wie sollte ich nicht? Sind tüchtige Bursche,

die Beiden. Aber, zum Henker, welchen seltsamen Heiligen habt Ihr da mitgebracht, Vater Plank? Habt Ihr den etwa als Vogelscheuche angeworben?“

Diese Fragen hatten Bezug auf einen Mann in mittleren Jahren, der eben mit den jungen Schiffen zusammen die Zille verließ und allerdings seltsam genug ausschaute, um Aufsehen zu erregen. Er hatte langes, zottiges Haupthaar und einem riesigen, stark verwilderten Baart. Bekleidet war er mit einem verschliffenen, fadenscheinigen Sammetrock, einem Beinkleid, dessen Farbe undefinirbar war und welches kaum bis zu den Knöcheln herabreichte, sodas ein Paar fuchsfiger Stiefel, durch deren zerfetztes Oberleder die Zehen hervorleuchteten, sich in ganzer schäbiger Häßlichkeit zu präsentiren vermochte, endlich mit einem hohen spitzen Hut, wie ihn Künstler und verbummelte Kunstgenies zu tragen lieben.

„Ah, meinen Fahrgast meint Ihr?“ sagte der alte Schiffer. „Der gute Mann ist in Linz zu mir gekommen und hat mich gebeten, ihn mit nach Wien zu nehmen, weil er nicht soviel hatte, um die Eisenbahn benutzen zu können. Er hat mir ein paar Gulden angeboten und ich hab' gedacht, daß ich die ja wohl nebenher verdienen kann. Da hab' ich ihn denn mitgenommen.“

„Wie heißt er denn?“

„Ankerberg.“

„Und was betreibt er?“

„Da fragt Ihr mich zuviel, Wirth.“

„Glaub's schon. Dessen Beruf zu errathen, dürfte wohl Keinem gelingen. Ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein, wenn ich mich in der Annahme irren sollte, daß der Musjö sich schon in vielerlei Metier versucht hat.“

„Na, in meiner Kajüte gab's nichts zu schnipsen,“ bemerkte der Schiffer mit verständnißfönnigem Augenzwinkern.

„Das schließ' ich daraus, daß Ihr den Patron bis nach Wien mitgebracht habt,“ lachte Silbernagel. „Nun, mein Bester,“ wandte er sich an Ankerberg, der gerade in die Schänkstube trat, „eine Beschäftigung suchen, he?“

„Aufzuwarten, hochzuverehrender Herr Wirth zum „wilden Bären“, wackerer Herbergsvater zahlreicher edler Dulderseelen, denen ein hartherziges Geschick die drei bis zehn Gulden verweigert hat, welche schöne Philisterseelen für eine Schlafstelle oder ein möblirtes Kabinet fordern. Hoffentlich geruhen Eure hochmächtigsten Würden gnädiglich, mir gleich vielen andern bejammernswerthen Vogelfreien Schutz und Obdach im wilden Bären zu gewähren, denn schlimm ist's in der kühlen Märznacht, sich auf freiem Feld zu betten.“

„Hängen will ich mich gleich lassen, wenn der Bursche nicht ein fahrender Komödiant ist,“ dachte Silbernagel und sagte laut:

„Ja, lieber Freund, Obdach könnt Ihr wohl bekommen, aber hat man denn auch Geld, das Quartier zu bezahlen?“

„Das Leben wohl, doch Geld verlange nicht, vielerlei Räuberchef Rinaldo Rinaldini. Uebrigens laßt Euch das nicht anfechten, mein Prinz; wir verhandeln noch darüber und vielleicht finden sich in den tiefsten, verschwiegenen Gründen meiner Taschen noch einige stillvergnügte Sechserln, die Eures Königs Dank Euch erweisen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Religiöser Wahnsinn.

In Tglau meldete sich kürzlich eines Morgens um 2 Uhr der vierzig Jahre alte Handarbeiter Josef Rosenfeld auf dem Wachzimmer der Polizei und sagte aus, daß er kurz zuvor seine Kinder mit einer Hacke erschlagen habe. Die sofort nach der Wohnung des Mannes abgegangene Commission fand seine beiden Kinder todt im Bette liegen, sie waren mit Blut überströmt; der fünfzehn Jahre alte Knabe hatte fünf, das neunjährige Mädchen vier Hackenhiebe im Kopfe. Die Leichen wurden in die Todtenkammer des allgemeinen Krankenhauses gebracht und der Kindesmörder Josef Rosenfeld dem Kreisgerichte übergeben. Der Mörder war bisher ein fleißiger, arbeitsamer, aber ein äußerst bigotter Mensch, welcher schon einigemal Symptome von religiösem Wahnsinn zeigte. Am Abend vor der That ließ er sich von seinem fünfzehnjährigen Sohne eine Flasche Brantwein holen, trank den größten Theil, gab seinen beiden Kindern auch davon zu trinken und befahl denselben, vor dem Schlafengehen noch fünf Rosenkränze andächtig zu beten; dann ging er vom Hause fort. Nach zwei Stunden kam er zurück und fand die Kinder schlafend im Bette liegen; er nahm dann eine Holzhacke und brachte den armen Kindern die tödtlichen Hiebe bei. Bei der Polizei rechtfertigte er sich folgendermaßen: „I hochalt schau'n wollen, ob die G'schicht' vom Abraham und dem Isaak wahr ist, und hob halt g'mant, wenn meine Kinder frumm sein, daß mir glet a Engel die Hand beim Schlagen einhalten wird; jekt is' holt schon g'schahn.“ Rosenfeld wurde nach der Frohnveste gebracht und betet den ganzen Tag.

Der todte Schlemmer.

In dem russischen Gouvernemeut Kasan wird jeder Verstorbene ohne Unterschied mit Geld zu kleinen Ausgaben versorgt. Diese Sitte giebt manchmal zu komischen Vorfällen Anlaß, wie der folgende etner war. Ein reicher Familienvater starb und man legte 100 Rubel zu ihm in den Sarg. Laugenächste, die davon Kunde erhielten, gruben das Grab wieder auf, erbrachen den Sarg, nahmen das Geld heraus, setzten den Todten aufrecht und steckten ihm in die eine Hand Karten, in die andere ein Fläschen Wein. Darauf gingen sie und sagten seinen Angehörigen, ihr respectiver Gatte und Vater führe eine kiederliche Existenz unter der Erde. Die ganze Gemeinde eilte auf den Kirchhof, sah den Verbliebenen mit jenen zwei Attributen eines Zechbruders und fand keine Kopeke bei ihm, er mußte also das ganze Kapital schon verprast haben! Man ermahnte nun den Leichnam ernstlich, einem so scandalösen Wandel zu entsagen und sich ehrsam aufzuführen; dann erhielt er eine neue Summe Geldes und das Grab wurde wieder zugeschüttet. — Die Gaubiebe gruben ein zweites Mal nach, nahmen das Geld und zeigten der Familie an, ihr entarteter seliger Papa fahre fort, zu zechen und Karte zu spielen; aber diesmal ging eine Anzahl respectabler Leute, mit Weisichen versehen, auf den Gottesacker, man ertheilte dem verstockten todten Sünder eine tüchtige Tracht Hiebe und versenkte ihn dann, ohne einen Heller beizulegen. Seitdem hat der Verstorbene sich musterhaft aufgeführt.

Vor etwa zehn Jahren wanderte ein Israelt von Siebenbürgen nach Amerika aus, da er dabei beständig mit Noth und Glend zu kämpfen hatte. Er ließ eine Frau und mehrere Kinder zurück, welchen er versprach, wenn es ihm nur möglich, zu ihrem Unterhalt Geld aus Amerika zu senden. In diese angenehme Lage kam er auch jenseit des Oceans und bald ging es ihm so gut, daß er ein reicher Mann war. Als er sich 60,000 fl. erworben hatte, beschloß er, nach Hause zu reisen und seine Familie, welche wohl Kenntniß davon hatte, daß er in Amerika sein Brod finde, die aber nicht wußte, daß er sich Tausende von Gulden erworben, mit dem vielen Gelde zu überraschen. In Europa angekommen, erkrankte er in Hamburg gefährlich, so daß er ein Testament machte.

Er vermachte sein Vermögen natürlich seiner Familie, doch besserte sich bald sein Zustand und nach mehrwöchentlicher Pflege konnte er das Bett wieder verlassen. Nun entdeckte er aber, daß ihm der Koffer, in dem er sein Geld sowohl wie das Testament verwahrt hatte, gestohlen worden sei. Ein Krankenwärter war damit durchgebrannt. Einige gute Leute in Hamburg, welche sein Unglück rührte, schossen nun für ihn 100 fl. zusammen, so daß er wieder nach Amerika reisen konnte, um sich dort durch neue Arbeit ein neues Vermögen zu erwerben. Der Krankenwärter hatte indeß seinen Weg auch nach Amerika genommen, starb aber plötzlich nach seiner Ankunft daselbst. Die amerikanischen Behörden sandten nun den gestohlenen Koffer mit den 60,000 fl. an die Verwandten des Bestohlenen nach Siebenbürgen, und da sie dessen Testament im Koffer vorfanden so zeigten sie seiner Familie den Tod des Erblassers an. Die Frau des Auswanderers hatte nichts Giltgeres zu thun, als eine zweite Ehe einzugehen. Bald darauf hatte sich aber unser Mann wieder aufgeholfen, und mit 5000 Gulden in der Tasche traf er dieser Tage bei den Seinen in Siebenbürgen ein, gerade als die Hochzeit seiner ältesten Tochter gefeiert wurde. Niemand wußte von seiner Anfunst, und als er in den Saal trat, in welchem die Hochzeitsfeier stattfand, wurde eben verkündigt, was die junge Frau an Aussteuer bekommen hatte. „Der Stiefvater hat seiner Tochter 100 Gulden zum Brautgeschenk gemacht!“ verkündete der Mann am Tische. — „Nun, so darß wohl der rechte Vater 1000 Gulden schenken,“ sagte der Wiedergekehrte und legte eine Tausend-Gulden-Note auf den Tisch. — Die Sensation, welche der Fall in der ganzen Gegend macht, ist begreiflich. Wie es heißt, wird demnächst eine Rabbiner-Conferenz stattfinden, in welcher darüber berathen werden soll, wem nun die Frau gehört, dem ersten Gatten oder dem zweiten?

Geprellt.

Was einem Hinterpommer Alles passieren kann, beweist nachstehendes, von der „Angermünder Zeitung“ mitgetheiltes Proböhen: Ein Handelsmann kauft von einem Bauer, der zwar gute Gänse zu mästen versteht, aber nicht gerade durch geistige Eigenschaften glänzen mag, eine Partie der weltberühmten Gänsebrüste und giebt einen Oldenburger Fünfhalerschein in Zahlung mit der Erklärung, daß, da auf beiden Seiten die Zahl fünf stehe, der Schein den Werth von zehn Thalern habe. Unserem Bäuerlein, der recht gut weiß daß zweimal fünf Zehn ist, leuchtet diese Erklärung ein, der doppelte Fünfhalerschein wanderte in seine Tasche und später erst erfuhr er, daß er geprellt sei.

Als der berühmte Novor Collard Professor an der Pariser Universität wurde, kam ihm von Seiten der Studirenden entschiedene Ungunst entgegen, aus irgend einer jener kleinen Ursachen, die bei jungen Leuten Gewicht haben: angeblich, weil er stets gelbe Handschuhe trug. Als er seine Vorlesungen über Gesundheitspflege eröffnete, ward er mit Mißfallsbezeugungen und Tumult begrüßt. Nach dem Schluß der ersten Vorlesung sammelten sich etwa hundert Studenten und zogen unter Geschrei, Singen und anderen mißliebigen Demonstrationen hinter ihm her bis zu der Seinebrücke Pont des arts. Dort mußte Brückengeld bezahlt werden. Man hielt einen Augenblick still. Sobald der Professor dieses ah, zog er ein Junfranckenstück aus der Tasche, warf es dem Brückeneinnehmer hin und sagte: „Für mich und mein Gefolge!“ Dies änderte die ganze Scene. Die Studenten brachten ihm ein Hoch aus und begleiteten ihn im Triumph nach Hause.

Mit Geduld erreicht man stets sein Ziel, sprach kürzlich salbungsvoll ein Schulmeister zu einem am Lernen verweifelnden Jungen. „Das glaube ich nicht!“ sagte derselbe mürrisch. „Segen Sie 'mal eine Henne auf ein Porzellan-St; da kann sie lange brüten!“